Gemeinwesenorientierte Wohnprojekte mit alten Menschen am Beispiel der Living City in Sankt Pölten

Effekte innovativer Wohnformen auf die Inklusion alter Menschen

Julia Entinger, 1610406008

Bachelorarbeit 2

Eingereicht zur Erlangung des Grades
Bachelor of Arts in Social Sciences
an der Fachhochschule St. Pölten

Datum: 29.04.2019

Version: 1

Begutachter*in: DSA Mag. (FH) Martin Zauner, MSc

Abstrakt (Deutsch)

Bei dieser Arbeit handelt es sich um eine qualitative Sozialforschung (vgl. Lamnek 2016) mit dem Ziel, die Effekte des Wohnens in innovativen Wohnformen am Beispiel der Living City in Sankt Pölten zu untersuchen. Die Daten wurden mittels dreier narrativer Interviews erhoben und im Anschluss mit der Methode der Systemanalyse (vgl. Froschauer / Lueger 2003) ausgewertet. Als zentrale Erkenntnis ergab sich, dass aufgrund der nachbarschaftlichen Unterstützung, welche in der Gemeinschaft der Living City geleistet wird, professionelle Pflegedienste tendenziell später in Anspruch genommen werden und bis zu einem gewissen Grad sogar ersetzbar sind. Eine weitere Erkenntnis ist, dass die Wohnform der Living City jenen Personen entgegen kommt welche besonders stark von Vereinsamung gefährdet sind.

Abstract (English)

As an example of an innovative form of living, the "Living City" in Sankt Pölten was examined in this bachelor thesis, that is based on qualitative social research. (vgl. Lamnek 2016) In order to obtain data, three narrative interviews were conducted and evaluated using the method of system analysis. (vgl. Froschauer / Lueger 2003) Due to the neighbourly assistance and mutual support, professional nursing care is required less quickly and could be even replaced to a certain extend. Furthermore, social isolation will be prevented by this concept of living.

Inhalt

1	Einleitung	5
2	Theorie	5
2.1	Theoretische Hinführung	5
2.2	Bedeutung der Wohnsituation im Alter	6
2.3	Neugewichtung der Wohnsituation	7
3	Begriffsdefinitionen	7
3.1	Sozialraumorientierung	8
3.2	Inklusion	8
4	Von der Erkenntnistheorie zur Forschungsfrage	9
4.1	Prozess der Themenfindung	9
4.2	Themenwahl	10
4.3	Forschungsfrage	10
4.3.1	Hauptforschungsfrage	10
4.3.2	Subforschungsfragen bzw. Teilaspekte der Hauptforschungsfrage	10
4.4	Vorannahmen	10
4.5	Forschungsinteresse	11
4.5.1	Relevanz der Forschungsfrage	11
4.5.2	Verwertungszusammenhang	11
5	Forschungskontext	12
5.1	Forschungsfeld und Fokus	12
5.2	Feldzugang.....	12
6	Methoden der Datenerhebung	13
6.1	Interviews	13
6.2	Partizipative Bedarfserhebung	14
6.2.1	Theorie der partizipativen Bedarfserhebung	14
6.3	Recherchemethoden	16
6.4	Weitere gewonnene Daten	16
6.5	Auswertungsmethode (Systemanalyse)	16
6.6	Auswahl der Befragten	17
6.7	Setting	17
7	Forschungsprozess	17
7.1	Interview 1	18
7.2	Interview 2	18
7.3	Interview 3	19
8	Ergebnisse	20

8.1	Inklusion durch Barrierefreiheit	20
8.2	Die Wohnform der Living City wirkt Vereinsamung entgegen	23
8.3	Inklusion durch bewusste Nachbarschaftshilfe	24
8.4	Sicherheit.....	25
8.5	Gemeinschaftliche Wohnformen wie jene der Living City kommen jenen Personen zugute, die nicht unbedingt <i>aktiv</i> Kontakte knüpfen und auf andere Menschen zugehen und in den eigenen vier Wänden speziell von Vereinsamung bedroht sind	25
8.6	Selbstbestimmung.....	26
8.7	Inklusion aufgrund der demografischen Struktur innerhalb der Living City	27
8.8	Bedeutung innovativer Wohnformen und zukünftige Entwicklung.....	28
8.9	Der Faktor Gesundheit	29
8.10	Partizipation.....	29
9	Resumée	30
	Kriterien der Inklusion.....	31
10	Forschungsausblick	31
	Literatur	32
	Daten.....	34
	Abkürzungen	34
	Anhang	35
	Eidesstattliche Erklärung	40

1 Einleitung

Der stattfindende demografische Wandel führt dazu, dass sozialräumliche Voraussetzungen sowie die Perspektiven älterer Menschen in wissenschaftlichen Diskursen der Sozialpolitik - notwendigerweise - verstärkt in den Vordergrund rücken. (vgl. Bleck / Knopp / Rießen 2015:1) Städtebauliche Aspekte und die Frage nach der Gestaltung der sozialräumlichen Lebenswelt für ältere Menschen, sowie die Qualität der Nutzung sozialer Räume durch diese Zielgruppe, werden zunehmend auch auf sozialpolitischer Ebene zum Diskurs. (vgl. ebd.) Im Zuge einer Neugewichtung der Wohnsituation im Alter bekommen innovative Wohnformen eine größere Bedeutung. Die Living City in Sankt Pölten ist ein innovatives Wohnprojekt für alte Menschen. Der Wohnform der Living City liegt ein Konzept zugrunde, welches an die Bedürfnisse alter Menschen angepasst ist und dabei gleichermaßen Selbstbestimmung ermöglicht und fördert. Der Aspekt der Gemeinschaftlichkeit ist dabei von zentraler Bedeutung. Das Wohnprojekt Living City ist das erste seiner Art im Großraum Sankt Pölten.

Im Rahmen der vorliegenden Arbeit soll die Frage erforscht werden, welche Effekte innovative Wohnprojekte auf die Nutzer*innen dieser Wohnformen ausüben. Die Rolle, die ebensolche Wohnformen in Bezug auf die Inklusion alter Menschen darstellen steht somit im Mittelpunkt des Forschungsinteresses. In Bezug auf Inklusion wird darüber hinausgehend der Aspekt der Nachhaltigkeit der Inklusion, als Effekt des Wohnens in innovativen Wohnformen, untersucht. Die Forschung wird am Beispiel der Living City in Sankt Pölten durchgeführt, welche daher exemplarisch für Wohnprojekte mit neuartigen, gemeinschaftsorientierten Konzepten des Wohnens steht.

Eingeleitet wird diese Arbeit wird einem Theorieteil, daraufhin folgen die Begriffsdefinitionen. Folgend wird das Erkenntnisinteresse dargestellt, danach wird das Forschungsinteresse bzw. der Prozess der Entwicklung der Forschungsfrage(n) beschrieben. Das nächste Kapitel dient der Darstellung des Forschungskontext sowie des Forschungsprozesses. Im drauffolgenden Methodenteil werden die von mir verwendeten Erhebungsmethoden zur Datengenerierung, sowie die im Anschluss angewendeten Analysemethoden dargestellt. Daraufhin folgt der Ergebnisteil, in welchem die Forschungsergebnisse in Kategorien zusammengefasst dargestellt werden. Den Abschluss der Arbeit bildet eine Zusammenfassung wesentlicher Erkenntnisse, sowie ein weiterführender (Forschungs-)Ausblick.

2 Theorie

2.1 Theoretische Hinführung

Der demografische Wandel bringt Herausforderungen mit sich, welche mit der Notwendigkeit von aktivem Gestalten von Raum für ältere Menschen einhergehen: Anforderungen in der

Pflege und Versorgung älterer Menschen müssen aufgrund veränderter Familienstrukturen jüngerer Generationen überdacht werden. Es bedarf nach neuen Modellen und Perspektiven im Umgang mit der Versorgung älterer Menschen. Die soziale Lage älterer Menschen droht sich in eine präkerere Richtung zu entwickeln. (vgl. Bleck et al. 2015:1) Die Thematik wird deshalb - unter Verwendung des Schlagwortes Altersarmut - zunehmend auf sozialpolitischer Ebene diskutiert. (vgl. ebd.)

2.2 Bedeutung der Wohnsituation im Alter

Vor dem Hintergrund eines umfassenden demografischen und sozialen Wandels und der damit einhergehenden gesellschaftlichen Herausforderungen ist die Lebensphase des Alters gegenwärtig einem erheblichen Wandlungs- und Pluralisierungsprozess unterworfen. Die Frage nach den eigenen Perspektiven und Möglichkeiten wird vor diesem Hintergrund für viele Menschen jenseits der Lebensmitte sehr zentral und auch der Beschäftigung mit neuen Wohn- und Lebensformen kommt vor diesem Hintergrund eine wachsende Bedeutung zu. Die Fachdebatten um die Ermöglichung des „gelingenden Alterns“ werden zunehmend mit Fragen von Qualität und Gestaltungsmöglichkeiten durch soziale Beziehungen verknüpft. Diskutiert werden in diesem Kontext Modelle von *Caring Communities* oder *sorgenden bzw. tragenden Gemeinschaften*, die in ihren Konzepten auf Unterstützungsbereitschaft und Solidarität aller Generationen setzen. Das Wohnumfeld, das Quartier oder die Gemeinde rücken in diesem Kontext immer stärker in den Fokus sozialraumbezogener Forschung. (Herv.d.Verf.)

In den vergangenen Jahrzehnten erfuhr der „Verbleib in der eigenen Häuslichkeit“ fast ausschließlich die alleinige Aufmerksamkeit, wenn zu dem Thema „Wohnen im Alter“ geforscht wurde. Die damalige Fokussierung auf die Wohnung mittels „baulicher Anpassungen, Bring- und Besuchsdiensten und lebensverlängernden technischen Maßnahmen ist auch heute noch ein Thema, bei dem vielfach die Bedeutung des „Herausgehens“ und damit verbunden der Teilnahme am Leben in einem Wohnquartier [Wohngebiet] abgekoppelt wird“. (Bleck et al. 2015:3) Durch die Entwicklung der stärkeren Orientierung auf die Wohngegend bzw. das Wohngebiet oder Wohnquartier hin verändert sich auch die Perspektive auf die Wohnung. Diese wird nicht mehr als ausschließlicher Lebensmittelpunkt betrachtet, sondern eher als „Ausgangsbasis“, welche für die Teilhabe am Leben in einem Wohngebiet / Wohnquartier wichtig ist. Bezüglich der Mitbestimmung und der Mitsprachemöglichkeiten bezogen auf die Wohnumgebung besteht ein Zusammenhang zu den baulichen und infrastrukturellen Gegebenheiten. Die örtlichen Gegebenheiten eines Wohngebietes sind für die Beimessung der „Qualität von Räumen“ von Bedeutung. (vgl. Löw 2007:18ff) Diese Gegebenheiten können neben dem Aspekt der Qualität laut Löw (2007) auch „Ein- und Ausschlüsse“ zur Folge haben. In diesem Zusammenhang müssen ebenso die Strukturen und Potenziale von Kommunikation und Partizipation beachtet werden, denn „Menschen verändern Räume durch ihre Handlungen“. (vgl. Bleck et al. 2015:3 / Löw 2007) Auf den Punkt bringt dies Löw in ihrer Feststellung darüber, dass soziale Kontakte, Nachbarschaft und die Integration in soziale und kulturelle Netzwerke maßgeblich entscheidend dafür sind, ob ältere Menschen die Motivation und den Mut aufbringen (gegebenenfalls mit dafür erforderlicher Unterstützung), um am gesellschaftlichen Leben teilzuhaben. Barrieren und Defizite können mithilfe sozialer

Einbindung überwunden bzw. ausgeglichen werden. Im Idealfall können diese auch zum Gegenstand von gemeinschaftlichem Eintreten für Veränderungen werden. (vgl. Bleck et al. 2015:3)

2.3 Neugewichtung der Wohnsituation

Aufgrund der Neugewichtung der Wohnsituation im Alter bekommt in diesem Zusammenhang auch das „Wohngebiet“ einen neuen Stellenwert. Daraus ergeben sich für die Profession der Sozialen Arbeit neue Anforderungen, wie Lothar Böhnisch (2005) in seiner Veröffentlichung unter der Überschrift „Dem Alter Raum geben – Raumverlust und Raumaneignung im Alter“ beschreibt. (vgl. Böhnisch 2005:269) Böhnisch zieht bei der Thematik Raumaneignung im Alter den Vergleich mit Raumaneignungskonzepten in der Jugendphase; so stellt Böhnisch fest, dass im Kontext zielgruppenorientierter Raumaneignung zwar oft von Raumaneignung durch Jugendliche bzw. von sogenannten „Jugendräumen“ gesprochen wird, es aber den Begriff „Altenräume“ in einer ebenso bedeutsamen Gewichtung nicht zu geben scheint. Er fordert daher, dass Raumaneignung im Alter bewusst vermehrt zum Gegenstand von Forschungsstudien gemacht werden soll. (vgl. ebd.) Böhnisch schlägt vor, jene bereits in der Kinder- und Jugendarbeit erprobten sozialräumlichen Methodiken auch als Gegenstand von Forschungen bezogen auf Praxisprojekte mit alten Menschen hin anzuwenden um auf diese Weise die lebensweltlichen Perspektiven und sozialräumlichen Nutzungen im Alter zu beforschen. (vgl. ebd.: 271 / Bleck et al. 2015:2)

Ähnlich der Jugendphase, stellen die Nutzungsmöglichkeiten und die Qualität der Nutzung von Nahräumen im Alter eine besondere Bedeutung dar. Kinder und Jugendliche versuchen ihre Räume auszuweiten und erproben sich mitunter darin, raumüberschreitend zu agieren. (vgl. dazu die Theorie des „Inselmodells“ nach Zeiher (1983:187)) Auf den ersten Blick betrachtet scheint sich diese Entwicklung in der Phase des Älterwerdens / des Alterns genau in die entgegengesetzte Richtung zu manifestieren. (vgl. Bleck et al. 2015:2) Jedoch zeigen sozialraumbezogene Forschungen, wie jene von Deinet und Knopp (2006) auf, dass diese Tendenz nicht verallgemeinerbar ist. Bei entsprechender Unterstützung sind bei älteren Menschen große (Raum-)Aneignungspotenziale vorhanden. (vgl. Bleck et al. 2015:2)

3 Begriffsdefinitionen

Im folgenden Kapitel der Begriffserklärungen werden wichtige Begriffe im Zusammenhang der Forschung dieser Arbeit erläutert. Die Begriffe werden dabei speziell auf den Kontext bezogen, in welchem die Forschung stattfindet.

3.1 Sozialraumorientierung

Sozialraumorientierung kann verstanden werden als Lebensweltorientierung mit Bezug auf den kommunalen Kontext / das Wohnumfeld / den Stadtteil. Der Fokus der sozialräumlich orientierten Arbeit liegt darauf, Lebensbedingungen so zu gestalten bzw. solche Verhältnisse herzustellen, die es Menschen ermöglichen, (schwierige) Lebenslagen besser zu bewältigen. (vgl. Früchtel et al. 2009) In Bezug auf die vorliegende Forschungsarbeit kann der Aspekt der Sozialraumorientierung so verstanden werden, dass im Rahmen des Wohnprojektes der Living City die Lebensbedingungen so gestaltet wurden, dass alte Menschen bestmöglich (beispielsweise barrierefrei) leben und wohnen können.

3.2 Inklusion

Unter dem Begriff Inklusion (lateinisch includere = einschließen), kann die Zugehörigkeit und die gleichberechtigte Teilhabe an der Gesellschaft bzw. die „Nicht-Ausgrenzung“ verstanden werden (vgl. Schwalb / Theunissen 2012: 16f). Dazu zählt ebenfalls die gesellschaftliche Akzeptanz von Heterogenität und Individualität: „Die Verschiedenheit der Menschen und dadurch entstehende Lebensentwürfe werden akzeptiert und unterstützt [...]. Wir haben es hier mit einer Vision einer Gesellschaft zu tun, in der alle ihre Mitglieder in ihrem So-Sein wertgeschätzt werden, in der jeder als zugehörig betrachtet wird und sich sozial angenommen und wohlfühlen soll“. (Schwalb / Theunissen 2012: 18). In Bezug auf die Wohnform der Living City bedeutet der Begriff der Inklusion, dass alte Menschen sich zugehörig fühlen können und Wertschätzung erfahren bzw. wertgeschätzt werden.

In Bezug auf die Verminderung von Exklusionsrisiken und die Ressourcenorientierung sollen alle Menschen, unabhängig von der Schwere ihrer Einschränkungen bzw. Pflegebedürftigkeit, am gesellschaftlichen Leben teilhaben können an. Dabei gilt es, vorhandene individuelle und soziale Ressourcen zu erschließen und zu nutzen. Jede Person hat individuelle Stärken, Fähigkeiten und Fertigkeiten, die ihren Teil zum Leben in der Gesellschaft beitragen und die es deshalb zu aktivieren und zu unterstützen gilt. (vgl. ebd.: 17-21)

In Bezug auf Barrierefreiheit gestaltet sich der Inklusionsbegriff folgendermaßen: Im Sinne der Inklusion müssen allen Menschen soziale und kulturelle Systeme (beispielsweise allgemeine Bildungseinrichtungen oder Dienstleistungen) verfügbar und somit zugänglich sein. Es muss demnach zu einer vollständigen Barrierefreiheit kommen, deren Weichen im Zivilrecht bereits rechtlich festgehalten wurden. Eine vollkommene Umsetzung hängt jedoch noch von den Systemen ab. Um Barrierefreiheit für alle zu erreichen, müssen die Strukturen, Institutionen und Dienstleistungen der Gesellschaft so verändert werden, dass eine uneingeschränkte Partizipation möglich gemacht wird. Im Mittelpunkt steht die Veränderung struktureller und institutioneller Gegebenheiten und nicht die Veränderung des Individuums (in Abgrenzung zum Integrations-Begriff). (vgl. ebd.)

Probleme der Lebensführung ergeben sich immer dann, wenn Personen nicht mit Zugang und / oder erfolgreicher Teilhabe (im Sinne des Ressourcenerwerbs) in einem oder mehreren Lebensbereichen rechnen können, weil sie entweder nicht über relevante Voraussetzungen (wie Kommunikations- und Leistungsfähigkeit, Gesundheit, Mobilität) verfügen, oder weil ihnen Zutritt und Erfolg aufgrund von zugeschriebenen Merkmalen verweigert werden. (vgl. Beck 2016: 245)

Die Gesellschaft wird dazu verpflichtet, Exklusion zu vermeiden und beeinträchtigte Menschen zu unterstützen. (vgl. Schwalb / Theunissen 2012: 18) Damit Inklusion möglich sein kann, müssen kontextuelle Veränderungen und Anpassungen stattfinden, damit Ausgrenzungstendenzen vermieden werden können. Die Soziale Arbeit fungiert dabei als Vermittlerin bei der Verminderung von Exklusionen. (vgl. ebd.: 22)

4 Von der Erkenntnistheorie zur Forschungsfrage

Im folgenden Kapitel wird die Erkenntnistheorie zusammenfassend dargestellt. Der Prozess der Themenfindung wird beschrieben und die Themenwahl erläutert. Die Forschungsfragen werden dargestellt und die Relevanz sowie der Verwertungszusammenhang der Forschung werden erklärt.

4.1 Prozess der Themenfindung

Das Forschungsinteresse an dem Thema der Inklusion alter Menschen durch innovative Wohnformen entstand bei mir durch das studienbegleitende Projekt „Inklusionsberatung“ im 5. und 6. Semester im Rahmen des Studiums. Ich betreute über einen längeren Zeitraum hinweg eine Klientin des „Verein Wohnens“, welcher eine Delogierung drohte. (Der Verlust der Wohnung stand bereits fest und war unaufhaltbar.) Ich unterstützte sie unter anderem bei der Wohnungssuche, was sich allerdings nicht als einfach gestaltete. Die Frau war mit ihren 69 Jahren (bzw. im 70. Lebensjahr befindlich) nicht mehr die Mobilste und körperliche Einschränkungen machten sich bei ihr vermehrt bemerkbar. Bei der Suche stellte sich immer wieder heraus, dass es keine barrierefreien Wohnungen am Wohnungsmarkt gab, die auch für meine Klientin halbwegs leistbar waren. Jene Wohnungen, die sie sich leisten konnte, lagen beispielsweise im dritten Stock ohne Lift. Die alte Frau litt zudem an Vereinsamung (weshalb sie auch für das Projekt der Inklusionsberatung vom Verein Wohnen ausgewählt wurde). Ich stellte im Rahmen der Zusammenarbeit mit dem Verein Wohnen fest, wie sehr die Wohnsituation alter Menschen mit Faktoren für die Inklusion bzw. der Vermeidung von Exklusionsfaktoren zusammenhängt und wie Einsamkeit / das Alleinsein von alten Menschen mit der Situation des Wohnens bzw. auch mit dem Wohngebiet in Zusammenhang stehen.

4.2 Themenwahl

Im Prozess der Recherche für ein Thema für meine Bachelorarbeit II stieß ich auf das St. Pöltner Wohnprojekt Living City und empfand die ersten Rechercheergebnisse als spannend. Da mich der Aspekt der Inklusion speziell interessierte – bedingt durch meine Tätigkeiten im Rahmen des Inklusionsberatungs-Projektes – entschloss ich mich, genauer auf die Effekte der Inklusion, welche innovative Wohnformen wie die Living City möglicherweise mit sich bringen, einzugehen und diese zu beforschen. So entstand nach einiger Auseinandersetzung mit der Thematik und mit dazu passender Literatur die Forschungsfrage, welche sich auf die Effekte des Wohnens im Alter in neuartigen Wohnmodellen – wie zum Beispiel der Living City – richtet.

4.3 Forschungsfrage

Aus der zuvor dargestellten Beschreibung des Forschungsinteresses ergaben sich im Prozess der Suche nach einem Fokus die im Folgenden angeführten Haupt- und Subforschungsfragen.

4.3.1 Hauptforschungsfrage

Die Hauptforschungsfrage lautet:

*„Welche Effekte ergeben sich durch innovative Wohnformen für alte Menschen, speziell in Hinblick auf die Inklusion ihrer Nutzer*innen?“*

4.3.2 Subforschungsfragen bzw. Teilaspekte der Hauptforschungsfrage

Die Subforschungsfragen inkludieren weitere relevante Erkenntnisse aus den Auswertungen des erhobenen Datenmaterials:

- *„Wie empfinden Bewohner*innen innovativer Wohnformen wie der Living City ihre Teilhabemöglichkeiten an der Gesellschaft? Welche Effekte sind beobachtbar?“*
- *„Welche Effekte können sonst noch verortet werden, abgesehen von Auswirkungen auf die Inklusion von Nutzer*innen?“*

4.4 Vorannahmen

Mein Forschungsinteresse basiert auf der Erforschung von Effekten, welche das Wohnen alter Menschen in innovativen Wohnformen, auslöst. Im Speziellen möchte ich die Effekte auf die Inklusion bzw. die Vermeidung von Exklusion solcher Wohnformen untersuchen. Ich gehe davon aus, dass **gemeinschaftsorientierte** Wohnformen generell positive Effekte auf das Sozialleben und das Wohlbefinden älterer Menschen haben.

4.5 Forschungsinteresse

Wie auch in Punkt 2 bezüglich der Ausgangslage bzw. der aktuellen Situation beschrieben, führt der demografische Wandel dazu, dass neue Konzepte für Wohnen im Alter geschaffen werden und die sozialräumliche Arbeit mit alten Menschen einen neuen Stellenwert erhält. Nicht nur die Inklusion von alten Menschen – in Zusammenhang mit der Wohnsituation – auch die Thematik der Raumeignung im Alter wird für die Sozialarbeit in Zukunft Chancen bieten, aber auch Herausforderungen und zudem Innovationen auf Gesellschaftsebene erfordern.

Als zu den Themen „*Gemeinwesenorientierte Sozialarbeit in der Altenarbeit*“ recherchierte bzw. zu „*Gemeinwesenarbeit mit alten Menschen*“ kombiniert mit dem Begriff der „Inklusion“ recherchierte, stieß ich auf eine Veröffentlichung von Lothar Böhnisch (2005), welcher bezüglich Neugewichtung der Wohnsituation im Alter schreibt, dass die Raumeignung alter Menschen bisher (noch) viel zu wenig erforscht sei. Dies fand ich besonders spannend, da ich ebenfalls davon noch nicht gehört hatte. Böhnisch stellte beispielsweise fest, dass es zum Thema Raumeignungskonzepte in der Jugendphase allerhand Forschung gibt, hingegen für die Phase des Alter(n)s Raumeignung im selben Ausmaß noch nicht beforscht wurde. So gibt es zwar den Begriff „Jugendraum“ bzw. „Jugendräume“; die Begriffe „Altenraum“, „Altenräume“ bzw. „Alten-Raum-aneignung“ scheint es dagegen (zumindest in derselben, *gleichgewichteten* Bedeutung) nicht zu geben. Böhnisch fordert daher, dass Raumeignung im Alter bewusst vermehrt zum Gegenstand von Forschungsstudien gemacht werden soll. (vgl. Böhnisch 2005) Sozialräumliche Nutzung in Verbindung mit neuen Wohnformen im Alter bietet daher die Chance, auch in Bezug auf Effekte der Inklusion, erforscht zu werden.

Die Relevanz ergibt sich daher einerseits aufgrund des Bedarfs an neuen Konzepten (Wohnformen), andererseits dadurch, dass Gemeinwesenarbeit bzw. sozialräumliche Aspekte in der Altersforschung bisher zum Teil vernachlässigt wurden.

4.5.1 Relevanz der Forschungsfrage

Wie auch beim Forschungsinteresse beschrieben, führt der demografische Wandel dazu, dass neue Konzepte für Wohnen im Alter immer mehr an Bedeutung gewinnen und sozial-räumliche Arbeit mit alten Menschen einen neuen Stellenwert erhält. Innovative Wohnformen bieten daher die Chance, in Bezug auf die Nutzung solcher Sozialräume, auch in Bezug auf Effekte der Inklusion, erforscht zu werden.

4.5.2 Verwertungszusammenhang

Die Ergebnisse meiner Arbeit können eventuell Hinweise dazu liefern, wie gemeinschaftlich orientierte Wohnformen (als Methode der Gemeinwesenarbeit mit älteren Menschen) zur Inklusion und der Teilhabe im Alter beiträgt. Diese Erkenntnisse könnten für die Konzipierung weiterer Wohnprojekte von Diensten sein. Auch auf politischer Ebene können die Erkenntnisse über Effekte innovativer Wohnformen relevant sein.

5 Forschungskontext

Im folgenden Kapitel soll der Forschungskontext dargestellt werden. Dabei wird auf das Forschungsfeld bzw. den Fokus der Forschung eingegangen und der Feldzugang wird beschrieben.

5.1 Forschungsfeld und Fokus

Das Forschungsfeld begrenzt sich auf das Wohnprojekt Living City im Sankt Pöltner Stadtteil Viehofen. Das Feld ist im örtlichen Sinne somit auf das Objekt des Wohngebäudes der Living City sowie auf das Areal bzw. die unmittelbare Umgebung eingeschränkt. Die Befragten sind teilweise Bewohner*innen des Wohnobjektes und teilweise in einer betreuenden und / oder vernetzenden Position bzw. Leitungsposition befindlich und eng mit bewohnenden Personen in Kontakt stehend.

Der Fokus der Forschung liegt auf den Erzählungen, den Erfahrungen, dem subjektiven Empfinden und den Wahrnehmungen der bewohnenden Personen, im Kontext des für mich interessanten Inklusions-Aspekts. Die einzige der befragten Personen, welche eine Nicht-Bewohnerin der Living City darstellt, ist die stellvertretende Leiterin. Sie ist selbst in einer engmaschigen Betreuungsfunktion tätig und stellt eine Betreuungs- und Ansprechperson für Bewohner*innen dar.

5.2 Feldzugang

Der Feldzugang gestaltete sich für mich durch die Kontaktaufnahme mit den verantwortlichen Leitungsbeauftragten der Living City. Recherchen über das Wohnprojekt, auch über die Entstehung und das Leitbild, wurden von mir bereits im Vorfeld durchgeführt. Ich formulierte eine Anfrage bezüglich meines Forschungsvorhabens. Daraufhin erhielt ich die Erlaubnis, die Living City als Forschungsfeld im Sinne meines Forschungsinteresses nutzen zu dürfen. Im Weiteren wurde mir die Unterstützung der Leitungsebene zugesichert. Im Sinne einer partizipativen Bedarfserhebung (vgl. Kapitel 6.2) konnte ich das Wissen und die Ressourcen der Leitungsverantwortlichen der Living City für mein Forschungsvorhaben nutzen. Im Zuge dieser Unterstützung wurden für mich Gesprächskontakte mit Bewohner*innen hergestellt und ebenso wurde ein Interview mit der für die Living City tätigen Sozialbetreuerin vereinbart. Ich erhielt zudem Zugang zu weiterem Datenmaterial, welches für meine Forschung von Relevanz sein könnte. Die Interviews fanden alle in den Räumlichkeiten der Living City in Viehofen statt.

6 Methoden der Datenerhebung

Die vorliegende Bachelorarbeit ist der qualitativen Sozialforschung zugeordnet. Als Teil der Sozialforschung werden Methoden zur Datenerhebung angewandt und anschließend mit Interpretationen in einen Kontext gebracht. Laut Lamnek (2016) sind für die Forschung in Bezug auf menschliches Verhalten / Handeln solche Methoden erforderlich, die besonders die subjektiven Betrachtungsweisen von Personen bzw. Zielgruppen bei der Interpretation einer Situation (Situationsanalyse) miteinbeziehen. (vgl. Lamnek: 2016:49)

Im folgenden Kapitel der Methodendarstellung werden einerseits die verwendeten Interview- und Recherchemethoden vorgestellt, als auch die verwendete Auswertungsmethode und der Umgang mit dem Datenmaterial präsentiert und nachvollziehbar gemacht.

6.1 Interviews

Im Sinne einer qualitativen Datenerhebung wurden narrative Interviews mit Bewohner*innen der Living City durchgeführt. Der Einstieg ins Interview / Die Einstiegsfrage wurde mit einer offen gestellten, erzählgenerierenden Einstiegsfrage eingeleitet. Die Einstiegsfrage lautete (an folgendem Beispiel, welches stark narrativ formuliert ist):

Können Sie mir erzählen, was sich seit Ihrem Umzug bzw. dem Einzug in die Living City in Ihrem Leben verändert hat? Wie wirkt sich das Wohnen in der Living City auf ihr Leben aus? Was merken Sie an (persönlichen) Veränderungen?

Um die Sichtweise der Bewohner*innen hinsichtlich Kriterien und Effekten der Inklusion des Wohnens in der Living City zu erhalten, fiel die Entscheidung, narrative Interviews zu führen. Bei den Interviews hatte ich jedoch einen kurzen Leitfaden, in stichwortartiger Notizenform dabei, für den Fall, dass eines der Gespräche möglicherweise in eine – entgegen dem Forschungsinteresse komplett abweichende Richtung – verlaufen würde. (Dies passierte nicht.) Ich machte während der Interviews (neben der ohnehin mitlaufenden Tonaufnahme) stichwortartige Notizen. Diese Notizen verwendete ich jedoch lediglich, um am Ende des Interviews nochmals, in einer zusammenfassenden Frage, die erzählten Punkte gemeinsam mit der befragten Person zu erörtern. Dies geschah aufgrund bzw. unter Einbezug des Grundgedankens der partizipativen Erhebung. Ich bezog die Interviewten somit in den Forschungsgedanken und das Interesse meiner Forschung mit ein. Dies geschah allerdings erst gegen Ende der Interviews, da ich anfangs die *eigene* Erzählstruktur der Befragten nicht verfälschen wollte.

6.2 Partizipative Bedarfserhebung

Im Sinne einer partizipativen Bedarfserhebung wurden die verantwortlichen Leitungspersonen der Living City, sowie teilweise die interviewten Personen selbst, in Ziel und Zweck meines Forschungsvorhabens eingebunden. Zunächst wurde die Zielgruppe definiert (älter als 55 Jahre; Bewohner*innen der Living City). Im weiteren Verlauf wurde die Expertise der stellvertretenden Leitern, sowie jener im Entlassungsmanagement tätigen Bewohnerin in mein Forschungsvorhaben (Feststellen der Effekte in Bezug auf Inklusion) miteingebunden. Gegen Ende der Interviews wurden auch die beiden weiteren befragten Bewohner*innen in mein konkretes Forschungsinteresse eingebunden. Dies ergab weitere interessante Blickwinkel, die in den Interviews zuvor noch nicht genannt wurden.

6.2.1 Theorie der partizipativen Bedarfserhebung

„Bei der Durchführung einer partizipativen Bedarfserhebung wird zunächst abgeklärt, wessen Bedarf erhoben werden soll. Die Zielgruppe wird definiert, die Beteiligten werden eingebunden und relevante Informationen aus verschiedenen Quellen gesichtet.“ (WZB 2011) Wenn deutlich ist, welche Informationen (bzw. Perspektiven) fehlen, kann daraus eine Fragestellung für die Bedarfserhebung entwickelt werden. Um die Frage zu beantworten und die benötigten Daten zu erheben, können verschiedene Methoden zum Einsatz kommen. Es gibt prinzipiell ein unbegrenztes Repertoire an Methoden, mit denen der Bedarf einer Zielgruppe partizipativ erhoben werden kann. Dabei kann der Grad der Partizipation (im Sinne der Definitions- und Entscheidungsmacht) bei den verschiedenen Methoden unterschiedlich hoch sein. (vgl. WZB 2011)

Fehlen Informationen zur Feststellung des Bedarfs einer Zielgruppe, können diese partizipativ erhoben werden. Daten partizipativ zu erheben bedeutet, dass Projektmitarbeiter*innen sowie Personen der Zielgruppe selbst (und gegebenenfalls weitere Akteur*innen) in die Planung, Durchführung und Auswertung der Datenerhebung einbezogen werden. (vgl. WZB 2011) Dabei sind verschiedene Stufen der Partizipation möglich. In der folgenden Aufzählung möchte ich auf die Vorteile, welche die Methode der partizipativen Bedarfserhebung mit sich bringt, hinweisen, da ich diese Art der Bedarfserhebung als besonders „gewinnbringend“ betrachte:

- Fließen das Wissen, die Perspektive und die eigenen Deutungsmuster der Zielgruppe mit in die Bedarfsbestimmung ein, wird die Lebenswelt der betreffenden Personen besser berücksichtigt und ihr Bedarf kann angemessener erhoben werden.
- Partizipation bei der Bedarfserhebung bietet einen *direkten* Anknüpfungspunkt für die Entwicklung lebensweltorientierter Strategien zur Erfüllung der Bedürfnisse. (Als Beispiel wären Gesundheitsförderungsmaßnahmen und Präventionsmaßnahmen zu nennen.)
- Sind Praktiker*innen in die Bedarfserhebung eingebunden, kann ihr lokales, fachliches und praktisches Wissen einfließen. Ihre (Forschungs-)Kompetenzen werden gefördert und die Chance, dass die Ergebnisse der Bedarfserhebung auch wirklich genutzt werden, erhöht sich.

- Die Einbindung der Zielgruppe in die Bedarfserhebung stärkt die Position und die Handlungskapazitäten dieser Gruppe. Personen der Zielgruppe sind sozusagen in eigener Sache mobilisiert (*Empowerment-Gedanke*).
- Erheben Praktiker*innen bzw. Professionist*innen und Vertreter*innen der Zielgruppe den Bedarf der Zielgruppe gemeinsam, fördert dies die Zusammenarbeit und die Glaubwürdigkeit der Ergebnisse.
- Partizipiert die Zielgruppe, können die Instrumente und Ergebnisse der Bedarfserhebung in der Sprache der Menschen formuliert werden, die erreicht werden sollen.
- Ergebnisse partizipativer Bedarfserhebungen sind im lokalen Kontext oft besonders aussagekräftig, aber darüber hinaus meist nur begrenzt verallgemeinerbar.
(WZB 2011)

Die benötigten Informationen können in der Regel nicht von einer einzelnen Quelle bereitgestellt werden. Informationen aus verschiedenen Quellen sollen bei der Auswertung oder Analyse des Datenmaterials zusammengeführt werden (wie dies beispielsweise bei der Technik der Triangulation erfolgt). Bei einer Bedarfsbestimmung können sich folgende Fragen stellen:

- Um welche Zielgruppe handelt es sich?
- Welche Informationen werden benötigt?
- Welche Informationsquellen kommen in Frage?
- Wie sind die Informationen zu bekommen?
- Was die Informationen aus?
- Wie glaubwürdig sind die Informationen?
- Wenn sich Informationen widersprechen, wie lässt sich dies erklären?
- Was fehlt?
(WZB 2011)

Wenn Informationen fehlen, bietet es sich an, weitere Daten zu erheben. Der lokale Bedarf einer Zielgruppe wird im besten Fall unter Einbindung der Zielgruppe (also partizipativ) erhoben. Das heißt, Informationen werden nicht nur *über* die Zielgruppe zusammengetragen, sondern auch von und mit der Zielgruppe. (vgl. WZB 2011)

Mein Forschungsvorhaben dreht sich zwar nicht darum, den Bedarf der Zielgruppe zu erheben (ich denke, solch eine Bedarfserhebung ist bereits im Vorfeld, im Rahmen der Planung der Living City getätigt worden), dennoch entschied ich mich bewusst dazu, die befragten Personen partizipativ in mein forschendes Vorgehen einzubeziehen. Dieses Vorgehen stellte sich als bereichernd für meine Forschung heraus. So wurden die zwei letzten geführten Interviews von der ersten interviewten Bewohnerin in die Wege geleitet, da die Befragte gut mit den meisten bewohnenden Personen vernetzt ist.

6.3 Recherchemethoden

Eingehende Literaturrecherche im Vorfeld diente als Grundstein für die Auseinandersetzung mit dem Forschungsthema. Das Vorwissen gestaltete sich aus Artikeln und Informationen in Zeitungen und im Internet über die Living City und deren Entstehung. Dabei legte ich meinen Fokus vor allem auf die partizipativen Prinzipien, welche ein Leben in der Living City mit sich bringen. Auf der anderen Seite stieß ich auf themenrelevante, einschlägige Fachliteratur und auf Fachartikel in Sammelbänden bzw. auf Masterarbeiten, welche mit ähnlichen Aspekten der Inklusion und des Wohnens im Alter befasst waren.

6.4 Weitere gewonnene Daten

Notizen, welche im Rahmen der Interviewführung (davor bzw. nach dem „eigentlichen“ Interview) getätigt wurden, wurden in einem kleinen, handlichen Notizbuch festgehalten. Auch Beobachtungen, die ich im Kontext der Räumlichkeiten der Living City wahrnahm, wurden in solchen Kurz-Protokollen festgehalten.

Auszug eines Beobachtungsprotokolls (es handelt sich um den ersten Besuch der Living City):

Es ist warm draußen. Einer der Bewohner der Living City fährt draußen mit seinem Rollstuhl zwischen der Living City und der alten Spitzenfabrik in die Richtung des Weges neben dem Fabriksgebäude. Er wird von einem Blindenhund (wie an der Schleife des Brustgeschirrs des Hundes zu erkennen ist) mit schwarzem, in der Sonne schön glänzendem Fell, begleitet. Ein zweiter Bewohner des Erdgeschosses, welcher gerade mit einer Gießkanne an der Hecke in seinem Garten steht, hat dem Bewohner mit dem Blindenhund im Vorbeifahren noch etwas zugerufen, das konnte ich jedoch akustisch nicht erkennen, da ich noch zu weit entfernt bin. Als ich näherkomme, fragt mich der Mann im Garten freundlich, wohin ich möchte (vielleicht erkannte er meinen suchenden Blick), ich sage ihm, dass ich einen Termin bei der Leitung der Living City habe. Der Mann deutet mit dem Finger in eine Richtung und sagt „do um die Ecke miassns geh‘, do is‘ da Eingang, do kennans dann läuten, beim Sekretariat“. Nachdem ich mich bedankt habe gehe ich weiter in Richtung des Eingangs... (B1, 2019)

6.5 Auswertungsmethode (Systemanalyse)

Die Auswertung des gewonnenen Datenmaterials wird mittels Methode der Systemanalyse nach Froschauer und Lueger (2003) durchgeführt. Bei der Systemanalyse wird stets das System (als Ganzes bzw. im Kontext) „im Blick behalten“. Unter Abklärung der kontextualen Gegebenheiten werden Interaktions- bzw. Systemeffekte erfasst. Auf diese Weise kann auf systemische Phänomene, Prinzipien oder Handlungsmaxime geschlossen und diese können schließlich herausgearbeitet werden. (vgl. Froschauer / Lueger 2003:142) Mein Interesse zielt auf die Erforschung von Effekten ab (Effekte, welche sich durch „Wohnen“ in der Living City auf die Inklusion ergeben). Deshalb, und weil ich den Kontext des Feldes innerhalb eines

Systems mitbeachten möchte, wählte ich die Methode der Systemanalyse als passende Auswertungsmethode.

6.6 Auswahl der Befragten

Die Auswahl der Interviewpartner*innen wurde im Sinne der partizipativen Bedarfserhebung von der Leitung der Living City unterstützt. Die Befragten sind Personen, die über subjektive Erfahrungen des Wohnens im Wohnprojekt Living City verfügen.

Die insgesamt drei Interviews wurden mit zwei Bewohner*innen der Living City geführt und mit der stellvertretenden Leiterin des Wohnprojektes. Eine der befragten Bewohner*innen lebt in der Living City und arbeitet im Krankenhaus im Entlassungsmanagement (sie steht kurz vor der Pension). Ihr Wissen über vernetzende Altenarbeit und Probleme bezüglich Exklusion von alten Menschen - bedingt durch ihren Beruf - ergaben bei der Auswertung der Daten des geführten Interviews spannende Aspekte (auf welche in Kapitel 8 (Ergebnisse) hingewiesen wird).

6.7 Setting

Da die Atmosphäre, in welcher ein Interview geführt wird, sich auf die Qualität desselbigen auswirkt, muss das Setting eines Interviews berücksichtigt werden. Laut Lamnek (2016) beeinflusst das Setting ein qualitatives Interview insofern, als dass sich das Setting auf das Gespräch zwischen interviewter Person und Interviewer*in asymmetrisch auswirken kann. (vgl. Lamnek 2016: 378) Der*Die Interviewer*in sollte deshalb den Spagat in Bezug auf eine Annäherung an den Alltag der interviewten Person schaffen. (vgl. ebd.) Das Interviewgespräch soll im besten Fall in einem natürlichen und nicht künstlich erzeugten Umfeld der befragten Person stattfinden. Das Setting wurde so gewählt, dass alle Interviews in der Living City durchgeführt wurden. Drei Interviews wurden im Gemeinschaftsraum (welcher untertags oft leer steht) der Living City geführt und ein Interview wurde im Gemeinschaftsgarten an einem ruhigen Platz, mit Bänken und einem Tisch, geführt. Das Setting wirkte sich meines Erachtens nach positiv auf alle Interviewpartner*innen aus. Die Personen waren mit dem Ort des Interviews vertraut und die Befragungen fanden unter gewohnten Bedingungen statt.

7 Forschungsprozess

Im folgenden Kapitel, welches über den Forschungsprozess handelt, werden die einzelnen Interviews beschrieben. Das Forschungsvorgehen soll für den*die Leser*in auf diese Weise anschaulicher und greifbarer gemacht werden.

7.1 Interview 1

Das erste Interview wurde am 05.04.2019 um 8:30 Uhr im Sekretariat der Living City mit der stellvertretenden Leiterin der Living City, Frau Barbara Krakowczyk, durchgeführt. Frau ist seit Beginn der Eröffnung der Living City in dieser Funktion tätig. Das Interview dauerte rund eineinhalb Stunden. Frau Krakowczyk erzählte zu Beginn über die Entstehung der Living City und die Grundidee zur Umsetzung. Danach fokussierte sie sich auf die Bewohner*innen und auf die Prinzipien, nach denen sich das Wohnen in der Living City gestaltet. Frau Krakowczyk hat selbst langjährige Berufserfahrung in der Altenarbeit und konnte die Unterschiede des Wohnens in einer Wohnform wie der Living City im Vergleich zu anderen Arten des Wohnens älterer Menschen ziehen. Sie zog dabei Resümée aus ihrer bisherigen Erfahrung im engen Kontakt, welchen sie zu den Bewohner*innen pflegt. Zudem stellte sie Thesen auf, in Bezug auf die Auswirkungen und Effekte, welche gemeinschaftlich orientierte Wohnformen mit sich bringen. Ihre Thesen beruhten ebenfalls auf ihren eigenen Erfahrungen sowie aus ihren Beobachtungen und Rückmeldungen von Bewohner*innen, sowie betreuenden Personen (zum Beispiel im Auftrag mobiler Pflegedienste). Mit diesen hält sie ebenfalls engen Austausch, im Sinne des gesundheitlichen Wohlergehens der Bewohner*innen der Living City und erhält auch über diese Kanäle Rückmeldungen in Bezug auf die Bewohner*innen. Im Anschluss an das Interviewgespräch wurden zwischen Frau Krakowczyk und mir noch organisatorische Punkte besprochen, da sie für die Kontaktherstellung der weiteren Interviews zuständig war.

7.2 Interview 2

Das zweite Interview wurde am 08.04.2019 durchgeführt mit Frau Britta Schwarzer, in den Räumlichkeiten des Gemeinschaftsraumes der Living City. Das Interview wurde für 17:00 anberaumt, da Frau Schwarzer berufstätig ist. Sie ist Krankenschwester im Landeskrankenhaus Sankt Pölten und im Entlassungsmanagement tätig. Mit Frau Schwarzer wurde vereinbart, dass sie sich an diesem Tag direkt nach der Arbeit ungefähr eine Stunde Zeit nimmt für das Interview mit mir. Britta Schwarzer ist seit zweieinhalb Jahren selbst Bewohnerin der Living City. Mit ihrem Mann gemeinsam zog sie in eine 70qm Wohneinheit im ersten Stock, mit Blick auf den darunter liegenden Garten und Balkon. Frau Schwarzer erfuhr durch eine Bekannte von dem Wohnprojekt und war sofort begeistert für diese Form des Wohnens. Da sie und ihr Mann ohnehin vorhatten, noch ein „letztes Mal“ im Leben umzuziehen (von ihrem Haus in eine barrierefreie Wohnung), war für die beiden die Idee des Beziehens einer Wohneinheit der Living City interessant. Frau Schwarzer ist durch ihre Tätigkeit im Krankenhaus gut vernetzt mit Institutionen, welche für die Altenarbeit in Sankt Pölten relevant sind. Sie arbeitet tagtäglich mit älteren Personen und weiß Bescheid über die Problemlagen dieser Bevölkerungsgruppe. Sie berichtete in dem Interview unter anderem über schockierende Geschichten von Altersarmut, welchen sie beruflich begegnet ist und noch begegnet. In Bezug auf den Aspekt der Inklusion erfuhr ich wichtige Informationen aus erster Hand. Frau Schwarzer hat noch zwei

Jahre bis zur Pension. Sie gilt als Ansprechperson unter den Bewohner*innen der Living City aufgrund ihrer institutionellen Tätigkeit und ihrer guten Vernetzung zu verschiedenen sozialen Diensten. Frau Schwarzer als Interviewpartnerin zu haben bedeutete einen Mehrwert für meine Forschung, da sei einerseits aus ihrer eigenen Erfahrung berichten als Bewohnerin der Living City berichten konnte, andererseits auch einen Blick „von außen“ (Berufstätigkeit) hat. Mit anderen Worten, sie ist einerseits selbst Bewohnerin, andererseits, ist sie vernetzt und verfügt über viel Wissen in Bezug auf die Arbeit mit alten Menschen. In diesem Punkt schließt sich der Bogen zur partizipativen Bedarfserhebung: Frau Schwarzer besprach mit mir die Auswahl der eines weiteren Interviewkontaktes mit einer Bewohnerin und organisierte diesen in Absprache mit mir. Frau Schwarzer und ihr Mann haben derzeit noch keinen Pflegebedarf. Die beiden sind sozusagen „vorsorglich“ in die Living City gezogen und auch deshalb, weil sie die Wohnsituation in ihrem (baulich eher älteren) Haus zu mühsam wurde. Das Interview dauerte 56 Minuten.

7.3 Interview 3

Das dritte Interview wurde am 09.04.2019 im Gemeinschaftsraum der Living City mit Frau Elvira Bräuer durchgeführt. Die Befragte bewohnt seit 18 Monaten eine 50qm Wohneinheit der Living City. Frau Bräuer zog in die Living City, weil sich ihr Pflegebedarf in den zwei Jahren vor ihrem Umzug laufend erhöhte und ihre Tochter, die sie davor betreute, dem erhöhten Pflegeaufkommen alleine nicht mehr gerecht werden konnte. Zudem lebte Frau Bräuer ihrem einem großen Haus alleine, nachdem ihr Mann vor ungefähr sieben Jahren gestorben ist. Sie entschied sich schließlich dazu, ihrer Tochter und deren Mann das Haus zu überlassen, da die beiden eine Familie gründen wollten und die Wohnung der beiden für dieses Vorhaben zu klein war. Das Haus wurde von den beiden renoviert und Frau Bräuer zog nach einiger Wartezeit für eine freie Wohnung in die Living City. Frau Bräuer ist mit dieser Lösung zufrieden, da sie ihr Haus nicht an Fremde verkaufen musste und dieses „in der Familie“ blieb. Ein weiterer Vorteil ihrer jetzigen Wohnsituation ist, dass der Heimatort von Frau Bräuer weniger als zwanzig Minuten von der Living City entfernt liegt und ihre Tochter, als auch ihr Sohn, beide in Sankt Pölten berufstätig sind, was sich für die nun stattfindenden Besuchskontakte ihrer Kinder in der Living City als praktisch gestaltet. Frau Bräuer ist mit der barrierefreien Wohn- und mit der Betreuungssituation in der Living City zufrieden. Sie fühlt sich seit ihrem Umzug in die Living City nicht mehr so allein wie davor, in ihrem großen Haus. In ihrer Mobilität ist sie zwar eingeschränkt, doch genau deshalb schätzt sie die neue, einfachere Wohnsituation. Mit einigen ihrer Wohnungsnachbar*innen hat sie inzwischen eine freundschaftliche Beziehung aufgebaut, was sich in gemeinsam verbrachten Fernsehabenden oder durch gemeinsame Mahlzeiten auf den Alltag von Frau Bräuer auswirkt. Zu Beginn war die Umstellung vom Wohnen in einem Haus hin zum Bewohnen einer Wohneinheit nicht ganz einfach und es dauerte eine gewisse Phase, bis sie sich an die neue Situation gewöhnt hatte. Jedoch ging die Umstellung auch mit einer gewissen Erleichterung einher. Alleine fühlt sich Frau Bräuer ihren Angaben zufolge nicht, da sie trotz des Umzugs in regem Kontakt mit ihrer Tochter und ihrem Sohn steht und sich ihr Alltag aufgrund des Austauschs mit ihren jetzigen Nachbar*innen als abwechslungsreich, aber auch entspannt, gestaltet.

8 Ergebnisse

In dem folgenden Kapitel der Ergebnisdarstellung werden die, mithilfe der Auswertung des gewonnenen Datenmaterials erlangten Erkenntnisse, beschrieben. Die Darstellung erfolgt in Kategorien, welche sich ebenfalls im Rahmen der Sichtung und Auswertung des Materials als solche ergaben. Ausgehend von der fachlichen Auseinandersetzung mit der Thematik auf einer Metaebene, wurden Thesen generiert und mit den Auswertungsergebnissen in einen Kontext gebracht. Die gebildeten Kategorien stehen für die unterschiedlichen Aspekte, welche durch die Auswertung deutlich wurden.

8.1 Inklusion durch Barrierefreiheit

Die häufigsten Problemkontexte älterer Menschen betreffen einerseits die Vereinsamung und andererseits Probleme der nicht gegebenen Barrierefreiheit bei gleichzeitig vorhandenen körperlichen Beschwerden. Diese Einschätzung betreffend der vorwiegenden Problemlagen im Alter äußerte meine Interviewpartnerin, Frau Schwarzer, welche als Krankenschwester im Entlassungsmanagement tätig ist und tagtäglich mit (teils mehrschichtigen) Problemlagen alter Menschen konfrontiert ist:

„... es is' so, dass ahm, was is' die Hauptproblematik älterer Menschen? Meiner Erfahrung nach is' es die Vereinsamung und ahm die, die Wohnform nicht barrierefrei. Des haßt, oide Menschen, die alleine san und daun nu im 3. Stock ohne Lift, oder in an Haus mit tausend Stiagn, an riesen Gorten,... des san massivste Probleme.“ (T2: 6-9)

Frau Schwarzer erwähnte in diesem Zusammenhang auch die Auswirkungen einer nicht vorhandenen Barrierefreiheit der eigenen Wohnung (oder des Hauses) auf die Exklusion der betreffenden Personen. Der Zusammenhang zwischen Barrieren und Exklusion kann durch Literatur in Bezug auf dieses Thema belegt werden. Körperliche Einschränkungen können ein Exklusionsrisiko darstellen, denn „[f]ür viele Menschen mit Beeinträchtigungen können Teilhabebeschränkungen in die Isolation führen“. (BMAS 2013: 21) Wohnungen von Familienangehörigen und/oder Freunden werden zu nicht erreichbaren Orten und alltägliche Verrichtungen, die gut zu bewältigen waren, können nicht mehr (alleine) ausgeführt werden. (vgl. Rau 2013: 9)

Von dauerhaften Mobilitätseinschränkungen sind aufgrund des demografischen Wandels immer mehr ältere Menschen betroffen. Wenn Einschränkungen über längere Zeit bestehen oder dauerhaft gegeben sind, wird den Bereichen der selbstständigen Lebensführung, der eigenständigen Mobilität oder der Teilhabe an der Gesellschaft ein anderer und durchaus größerer Stellenwert beigemessen, denn „individuelle Lebensentwürfe, Selbstverwirklichung und Lebensqualität in allen Lebensphasen [...] sind die Basis für die Zufriedenheit und das Wohlbefinden eines jeden Menschen“. (Rau 2013:9). Barrierefreiheit stellt deshalb kein Randthema mehr dar, dem in der heutigen Zeit aus dem Weg gegangen werden kann. Jeder Mensch kann irgendwann in seinem Leben von dem Thema betroffen werden. Barrierefreiheit

ist zu einem zentralen Begriff geworden. (vgl. ebd.) Auch die Gesellschaft und die Politik, sowie wissenschaftliche Publikationen haben den Stellenwert des Themas erkannt. „Bereits der Versuch, sich einem Zustand der Barrierefreiheit anzunähern, führt auf allen Gebieten der Gesellschaft zu tiefgreifenden und nachhaltigen Veränderungen.“ (Tervooren / Weber 2012: 11). Obwohl dieses Thema seit längerer Zeit diskutiert wird, bestehen in der heutigen Zeit immer noch zahllose Barrieren für ältere Menschen, vor allem für jene mit Beeinträchtigungen, die eine Teilhabe erschweren oder gar zu einer vollkommenen Exklusion führen können. (vgl. Tervooren / Weber 2012: 11).

Mobilität stellt eine Voraussetzung zur Teilnahme am Leben in der Gesellschaft dar. Der Aktionsraum - die Summe der aufgesuchten Orte eines Individuums - gestaltet sich individuell. Abhängig von den individuellen Aktivitäten, die sich wiederum nach den Wünschen und den Bedürfnissen der jeweiligen Person richten, kann ein Aktionsraum groß oder klein ausfallen. Dabei beinhaltet dieser neben der Wahl der Aktivitäten auch eine Wahlfreiheit der Wege, Ziele oder Verkehrsmittel. Je mehr Alternativen eine Person zur Verfügung hat, umso mobiler kann sie werden. Oft ist das individuelle Mobilitätsverhalten allerdings nicht nur von den individuell objektiven Gegebenheiten (wie zum Beispiel der Verfügbarkeit des öffentlichen Nahverkehrs) abhängig, sondern auch von vorhandener Infrastruktur und Umweltbedingungen. Schlechte Umweltbedingungen und eine schlechte ausgebaute Infrastruktur können zu Einschränkungen der individuellen Mobilität führen. Das alltägliche Leben kann dadurch erschwert werden. Zudem wird das Selbstwertgefühl sowie die Selbstständigkeit beeinflusst und die Autonomie eingeschränkt. Es kann zu einer sozialen Isolierung kommen. (vgl. Stöppler 2002: 16-21)

Unter dem Begriff Barriere wird meist ein Hindernis verstanden, das es Individuen, Gruppen, Organisationen sowie der Gesellschaft unmöglich macht, ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Laut der Aussage von Leidner (2007: 27) ist nicht „die Person selbst“, sondern die „Barriere das eigentliche Hindernis, denn jeder ist nur insoweit an der Erreichung eines Zieles gehindert, als er hierbei gehindert wird“. (Leidner 2007: 29). Aufgrund dessen ist eine Barriere nicht nur ein Gegenstand, der durch Kraft weggeräumt werden kann, vielmehr zählen technische, rechtliche und administrative Gegebenheiten, welche ein Hindernis darstellen, zu Formen von Barrieren. (vgl. Kneidinger 2014: 5)

Alte Menschen, die in Bezug auf die Wohnsituation Barrieren erleben, sind einem höheren Exklusionsrisiko ausgesetzt. Personen, welche in nicht barrierefreien Wohnungen wohnhaft sind, bekommen negative Auswirkungen in Bezug auf die fehlenden Teilhabemöglichkeiten zu spüren. So berichtete Frau Schwarzer, dass viele alte Menschen, welche auf einen Rollstuhl angewiesen sind oder sich nur mithilfe eines Rollators fortbewegen können und im dritten Stock ohne Lift wohnen, in ihren Wohnungen häufig auch tatsächlich vereinsamen.

„... in jeder aundan Wohnung, wenn i die Nachbarn ned kenn oder wenn i, wie gsogt, in mein' Job hob i hoid gseng, das grad diese Wohnungen, do gibt's nu gaunz, gaunz viele in St. Pölten, im dritten Stock ohne Lift. Dann sans aufn Rollator angewiesn, oder aufn Rollstuhl, kennan nimma oba [herunter, bezogen auf die Wohnsituation im dritten Stock].“ (T2: 103-106)

Laut den Erfahrungen von Frau Schwarzer sind in Sankt Pölten viele alte Personen wohnhaft in Wohnungen, die Barrieren aufweisen und vom baulichen Aspekt nicht an die Bedürfnisse beeinträchtigter Menschen ausgerichtet sind. (Meist sind dies ältere Wohngebäude, die den heutigen Standards eines Neubaus nicht entsprechen würden.)

In Bezug auf das Thema Barrierefreiheit konstatiert der sogenannte „Teilhabebericht über die Lebenslagen von Menschen mit Beeinträchtigungen“ (2013) der deutschen Bundesregierung in Zusammenarbeit mit dem Bundesministerium für Arbeit und Soziales (BMAS), dass vielfach „Wohnungen nicht stufenfrei erreichbar [sind] und auch im Inneren Barrieren auf[weisen]. Straßen, Plätze, öffentliche Toiletten, Schulen und Bildungseinrichtungen etc. sind nur teilweise oder mit hohem Aufwand für Menschen mit Mobilitätseinschränkungen nutzbar“. (BMAS 2013: 20)

Das Gestalten von Räumen für alte Menschen beläuft sich oft nur auf den öffentlichen Raum, wie ebenfalls in dem erwähnten Teilhabebericht festgehalten wurde. (vgl. ebd.: 21) Iris Beck (2016) fasst die Situation so zusammen: „Die Bemühungen um barrierefreie Zugänge haben zugenommen; häufig jedoch sind es nur öffentliche Gebäude, die entsprechend gestaltet werden.“ (Beck 2016: 36) In Bezug auf Konzepte der Gestaltung gemeinwesenbezogener Unterstützung für alte Menschen und in Bezug auf das Gemeinwesen schreibt Thimm (2005): „Die individuenbezogene Perspektive bedarf dringend [...] der Ergänzung durch eine sozial-räumliche Perspektive. Die Feststellung von individuellen Hilfen zur Integration und Partizipation [...] und deren Legitimation laufen ins Leere, wenn nicht gleichzeitig die Gestaltung der Infrastruktur der sozialen Räume, in denen Partizipation und Integration verwirklicht werden müssen, in Angriff genommen wird.“ (Thimm 2005: 327)

Bei meinen Recherchen über die Living City konnte ich herausfinden, dass beim Bau dieser, in Bezug auf Barrierefreiheit, weitestgehend sämtliche Aspekte berücksichtigt wurden. So fand ich durch meine Recherchen bzw. auch durch die Rückmeldungen in den Interviews heraus, dass die Räumlichkeiten inkludierend wirken.

„Man hod die komplette Barrierefreiheit do, von vorne bis hinten, wir hom zwa Buslinien vor der Tür, oiso ma brauchat auch ka Auto.“ (T2: 11-13)

Die Living City verfügt über barrierefreie Zugänge, Notrufschalter und Heilbehelfe, welche sich ausgeliehen werden können. Die generelle, zur gemeinschaftlichen Benutzung vorgesehene Ausstattung umfasst Elektroräder (Damen- und Herrenräder) und ein Elektroauto, welche ausgeliehen werden können (wobei die meisten mobileren Bewohner*innen selbst ein Auto besitzen). Es gibt eine Gemeinschaftswaschküche (wobei manche Personen in ihrer Wohnung selbst eine Waschmaschine haben) und in den Räumlichkeiten der alten Fabrik befindet sich eine Werkstatt, welche von allen Personen genutzt werden kann. Im Garten sind acht große Hochbeete angelegt worden, welche von Bewohner*innen bewirtschaftet werden.

8.2 Die Wohnform der Living City wirkt Vereinsamung entgegen

Meine Annahme, dass gemeinschaftlich orientierte Wohnformen wie jene innovative Form des Wohnens welche in der Living City möglich ist, Vereinsamung entgegenwirkt, konnte aufgrund der Auswertungsergebnisse bestätigt werden. Wie unter Punkt 8.1 beschrieben, stellt Vereinsamung eines der Hauptprobleme alter Menschen dar. Sei es, weil der*die Lebenspartner*in verstorben ist, soziale Kontakte fehlen oder nicht gegebene Barrierefreiheit zur Exklusion führt, speziell die Personengruppe alter Menschen ist davon betroffen, unter verschiedenen Bedingungen, zu vereinsamen. Die Förderung des Gemeinschaftslebens wird in der Living City sozusagen durch die „selbstgewählte Form des gemeinschaftlich betonten Wohnens“ bewusst angestrebt. Faktoren, die in einer eigenen Wohnung / in einem Haus zu Exklusion führen können, fallen weg. Die folgende Sequenz des Interviews mit Frau Schwarzer beschreibt diese Situation meines Erachtens treffend: (A: Interviewerin, B: Interviewte)

A: „Kommt diese Wohnform Menschen zugute, die vielleicht davor von Vereinsamung bedroht waren?“

B: „Absolut. [kurze Denkpause]

Wir hom, wir hom Frauen herinnen, die wirklich, ah, alleine wohn, die viele Jahre lang alleine wohn und die überhaupt, jo, kanen Freundeskreis ghobt hom und do, es is' so dass sa sie einmal am Tag zomsetzen auf an Kaffee, wir haum do oben im 2. Stock, do is am Gaung heraußen so a kleines Wohnzimmer eingerichtet, do treffen sa si, oder im Summer, draußen im Gorten, bei unserm Grillplatzerl, jeden Sonntag is' es do herinnen [gemeint ist der Gemeinschaftsraum, in welchem das Interview geführt wurde], weil da doch so für 25 Leute Platz is', am Sonntag um zwa Nachmittog wird do Kaffee getrunken...“ (T2: 46-51)

„Die Angehörigen san nu im Berufsleben, die san irgendwo und die Leit san daun afoch allan und, und allan oid wern, ... i glaub das des für niemand'n lustig is'. Die Leit san olle sehr, sehr unglücklich, wenn's, wenn's den gonzen Tog allan san.“ (T2: 117-120)

„Also bei mir is so, wenn i ausse geh bei da Tir und i geh a Runde, do, kummt ma eigentlich ned weiter, weu daun red ma mit dem und mit dem und mit dem. Und des is hoid, des is hoid in, in jeder aundan Wohnung ned so, die meisten kennan den Nachbarn ned.“ (T3: 45-58)

„Oder eben, wie i a zerst gsogt hob, wenn i jetzt, waß ned, wenn i jetzt heute in da Frua munter wir und mir is' so schlecht, jo, 'i kann jetzt ned aufstehn', daun brauchat i eigentlich nur bei da Tir ausse, beim nächstn anklopfen und sogn "bitte, kaunst du mir höfn?", na? Und des gibts eigentlich sunst nirgends. Gibts schon sehr, sehr wenig. Oiso i hob in etlichen Wohnungen gewohnt, auch in Häusern, bin relativ oft in mein Lebn umgezogen, oba, oba sowas wie do hob i eigentlich nu nie erlebt und in meinem Job, ahm, is' es, is' es sowieso extrem, oiso i kum mit Patienten zom die in wirklich kathastrophalen Zuständen leben. Oide Leit. In der heutigen Zeit. Is' unvorstellbar.“ (T2: 148-155)

In Bezug auf die gemeinschaftlichen Aktivitäten, die durchgeführt werden, beschreibt Frau Schwarzer, dass es zu gemeinsamen Kartenspielabenden kommt, es eine Gartengruppe gibt, sich Gruppen zum Nordic Walken zusammenfinden, gemeinsame Theaterabende geplant werden, der Gemeinschaftsraum genutzt wird oder gemeinsam gegrillt wird im Sommer. Die Aktivitäten werden von den Bewohner*innen selber geplant (daher nicht von „oben herab“).

„Und do [in der Living City], es, es wird a gemeinsam, es hom amoi die Wochn an Kortnspüabend, do kauma Kortnspün, die an dan Bauernschnopsn und die aundan dan irgendwelche aundan Spiele mochn. Wir, wir hom an Billardtisch, wir haum an, an Tischtennistisch, wir haum eben die Gortngruppe, ah, es geht a Gruppe gemeinsam Nordic Walken, wir haum amoi in der Woche eine Gymastikgruppe hier von der Union die dieses Sesselgymnastik mochn, für de, de was hoid afoch ahm, ned wirklich jetzt großartige Wonderungen oder so mochen kennen, die sitzen daun, mochn oba trotzdem Bewegung. Osio gaunz was tolles a. Jo, oiso do wird schon vü gmacht. Wir mochen, grillen gemeinsam, wir tan Silvester gemeinsam feiern. [...] Wir hom Foschingsfeiern, ah, jo. Wir hom im Herbst a Feier, ah, grillen, wir, versuchen immer irgend a bissel was zu mochn. Ah is' toll, monche fohrn, gengan mitanaund ins Theater, oder in a Konzert.“ (T2: 120-132)

Im Zusammenhang mit der Verminderung von Einsamkeit aufgrund des gemeinschaftlichen Kontexts, welcher sich im Rahmen der Wohnform der Living City ergibt, steht auch der Aspekt des „gegenseitig aufeinander Achtgebens“, welcher von Frau Schwarzer in folgendem Beispiel beschrieben wurde:

„Und, ah bezüglich der Vereinsamung is' es afoch so, dass, dass bei uns a wirkliche Gemeinschaft is', des haßt die Leit' die, die, die kennan sie untereinand, die schaun aufeinand, i her immer wieder a, dass, dass, dass a beim Nochbarn anklopft wird und so "du, i hob jetzt scho zwa Tog nix ghert vo dir, geht's da eh guat?". Oiso, so diese Anonymität, [...] dass kana den Nochbarn kennt, is' do überhaupt ned.“ (T2: 13-18)

Der Aspekt des aufeinander achtens wird in der Living City bewusst gelebt, nach den Prinzipien des gegenseitig „Hilfe anbieten“ und im Gegenzug auch „Hilfe erhalten“. Dies führt direkt weiter zu der nächsten beschriebenen Kategorie, der *bewussten* Nachbarschaftshilfe.

8.3 Inklusion durch bewusste Nachbarschaftshilfe

Den Aspekt der *bewussten* Nachbarschaftshilfe fand ich besonders spannend. Diese Art der gegenseitigen Hilfestellung(en) wird nicht nur formell postuliert, sondern auch tatsächlich von den bewohnenden Personen gelebt. Meine Annahme, dass bewusste Nachbarschaftshilfe in Formen gemeinschaftlich orientierten Wohnens gefördert wird, konnte demnach bestätigt werden.

„Es is oft so dass, dass, dass oide Menschen ahm, im Alter Hilfe brauchen, zum Einkaufen gehen, oder, waß i ned, weu's amoi zwa Tog furt san, fürn Hund, oder, fürs Blumengiaßen und do brauchst an Angehörigen und die san oft weit weg oder gengan orbeiten und bei uns hod ma afoch den Nochbarn, jo, do duat ma wirklich gegenseitig sich helfen. Wenn ana auf Urlaub is', schaut der Aundere auf, ned nur auf die Wohnung, sondern a auf die Tiere. Wenn ana sogt "du, boah, heute geht's mir ned guat, i brauchat...ah..." und wenna a Hühnersuppe is' die da, da, da Nachbar hod, oder, oder einkaufen geht und sogt "i hob ka MÜch daham, i, i kaun heit ned, mir geht's ned guat, mir duat der Fuaß weh", daun is' des, ahm, söbstverständlich, dass do die anderen aushelfen.“ (T2: 24-32)

Die vorhandene Gemeinschaft bietet in diesem Zusammenhang auch Sicherheit. Das Wissen darum, nicht „alleine zu sein mit seinen Problemen“, sondern im Bedarfsfall nachbarschaftliche Hilfe erwarten zu können, wirkt sich nach meinen Beobachtungen in Bezug auf die Living City positiv auf die bewohnende Zielgruppe aus.

8.4 Sicherheit

In Bezug auf die Sicherheit gibt es in den Wohneinheiten der Living City, sowie auch in den Gemeinschaftsräumen, in den Gängen der unterschiedlichen Stockwerke, im Gemeinschaftswaschraum, im Lift, in den Stiegenhäusern, sowie in der Nähe der Eingänge Notrufschalter. Dieser Aspekt der Sicherheit trägt meiner Ansicht nach ebenfalls zur Inklusion bei, da auch Personen, welche eventuell gewissen gesundheitlichen Risiken ausgesetzt sind und deshalb ungern ihre eigenen vier Wände verlassen wollen, sich eher „heraustrauen“. (Beispielsweise kann eine Person mit erhöhtem Herzinfarktrisiko, nach vorangegangenen Infarkten trotzdem die Infrastruktur in dem Wohngebäude nutzen und am gemeinschaftlichen Leben teilhaben mit dem Wissen, dass „vorgesorgt“ ist und mithilfe der Schalter direkt ein Notruf abgesendet wird.)

„Und außerdem, an Notruf hom jo wir im Haus auch, wir haum do bei de Türen... na, do is' jetzt zugepickt [deutet auf einen abgeklebten, großen Schalter, neben der Tür im Gemeinschaftsraum] weil monche do daun glauben das des des Licht is' ah und daun wird versehentlich der Notruf gedrückt [lacht auf liebevolle Weise]. Oba, wir hom in jeder Wohnung einen Notruf, wo dann die Rettung sofort kummt.“ (T2: 95-99)

8.5 Gemeinschaftliche Wohnformen wie jene der Living City kommen jenen Personen zugute, die nicht unbedingt *aktiv* Kontakte knüpfen und auf andere Menschen zugehen und in den eigenen vier Wänden speziell von Vereinsamung bedroht sind

Es stellte sich heraus, dass gerade jenen Personen, welche vor ihrem Einzug in die Living City von Vereinsamung bedroht oder betroffen waren, diese Art der Wohnform zu Gute kommt. Ältere Personen, die es möglicherweise verlernt haben, aktiv Kontakte zu knüpfen, weil der*die Lebenspartner*in vor dessen Tod die Hauptbezugsperson war, sind besonders davon bedroht, in ihren eigenen Wohnungen / eigenen Häusern zu vereinsamen. Gemeinschaftlich orientierte Wohnformen kommen Personen, welche einer möglichen *Passivität* des Kontaktknüpfens im Alter unterliegen (aus welchen Gründen diese auch resultiert), speziell entgegen. Für diese Personengruppe wäre es eventuell in der eigenen Wohnung oder einem Haus nicht möglich, neue Kontakte zu generieren, sie profitiert daher von gemeinschaftlichen Wohnformen.

„Jo und is natürlich a wieder so, waun i, waun i alla bin, is', is' eher ned, dass i sog, 'i fohr jetzt irgendwohin und moch irgendwos' oder, oder schau ma wos aun, wenn i oba do wohn und i her 'ah, die forhn, die mochan des oder des'... daun "ah do fohrat i a mit". Waßt, des sich afoch wo anzuschließen, des is' sicher schneller möglich, ois wia wenn i alla daham sitz, weil mans daun afoch ned mocht.“ (T4: 285-289)

In diesem Zusammenhang schließe ich auf die These, dass sich durch die Gemeinschaft ein „Mehrwert“ für den*die Einzelne*n ergibt. Das „sich anschließen“ fällt ob des partizipativen Aspekts, der durch die Wohnform bestimmt ist, Personen leichter, die vielleicht nicht *aktiv* die Initiative ergreifen, aber dennoch gerne bei Aktivitäten durch die Gruppe partizipieren.

8.6 Selbstbestimmung

Im Sinne der Selbstbestimmung bleibt es den Mieter*innen selbst überlassen, inwieweit sie sich an der Gemeinschaft oder gemeinschaftlich ins Leben gerufenen Aktivitäten beteiligen möchten, nach dem Motto: „Keiner muss, aber jeder kann“.

„... und es is hoid, wir san, wir san Mieter. A jeder kann duan was er will und wenn i heute dabei sein will daun geh' i runter wü i ned dabei sei, geh i ned. Waßt, oiso. Und monche mochens regelmäßig, die kumman immer, monche hin- und wieder, monche gor ned, des is, t-o-t-a-l unterschiedlich. Des haßt, a jeder hat die Möglichkeit, muss sie aber nicht nutzen.“ (T2: 51-55)

Die Selbstbestimmung bezieht sich nicht nur auf die Teilhabe innerhalb der Community der Bewohner*innen, sondern auch auf die Form, in welcher Betreuung und Pflege in Anspruch genommen wird. Die Wohneinheiten der Living City sind de facto „normale“ Wohnungen, in und die Art der Betreuung kann frei gewählt werden.

„Jeder kann söba für sich entscheiden was er mochen möchte. Wir hom aber auch, wir hom etliche Hauskrankenpflegen im Haus, des haßt wenn, wenn jemand dann scho so pflegebedürftig is', dass a auch Unterstützung bei der Körperpflege braucht zum Beispiel. Wenns ned nur geht ums, ums, ums a bissel auf die Wohnung schauen oder einkaufen gehn oder moi a Runde spazieren oder amoi Kortn spün, daun, ah wird a Hauskrankenpflege organisiert, des mochn daun die Angehörigen und die kumman hoid daun, so wie in jeder aundan Wohnung amoi am Tog vorbei, oder zwamoi am Tog vorbei, ... Und wir hom oba a ans, zwa, drei, jetzt nur mehr drei, weil eine Dame verstorben is', ... aber vorher waren's vier, 24-Stunden-Betreuungen herinnen. Oiso bei uns is' wirklich jede Form der Betreuung möglich.“ (T2: 59-67)

Die Tatsache, dass aufgrund des Mehrwerts, welcher sich durch die Nachbarschaftshilfe und die Gemeinschaft ergibt, mobile Dienste erst relativ spät in Anspruch genommen werden müssen, stellt eine wichtige Erkenntnis dar.

„... es is' so, dass, dass die Leute, durch des dass, die, die, die Nachbarschaftshilfe so groß is', wirklich relativ spät erst, ahm professionelle Hilfe durch a Hauskrankenpflegeorganisation brauchen.“ (T2: 68-70)

Selbstbestimmung ist somit trotz, oder gerade *aufgrund* der großen Nachbarschaftshilfe in der Living City gegeben. Selbstbestimmtes Wohnen schließt einhergehende Betreuung nicht aus, im Gegenteil. Autonomie zeichnet sich dadurch aus, dass nachbarschaftliche Hilfeleistungen in Anspruch genommen werden können und somit nicht alleinig auf externe mobile Dienste zurückgegriffen werden muss.

„Und do kauma wirklich ahm, so launge leben, so laung ma afoch lebt. Oiso in a, in a Pflegeheim gehen, gehen zu müssen, weil es Zuhause nicht mehr möglich is' ... ist hier nicht. Hier is' jede Form der, der Hilfe und Betreuung möglich.“ (T2: 75-77)

Aufgrund der möglichen Selbstbestimmung kann die Selbstwirksamkeit gesteigert werden. Meine These ist, das subjektive Gefühl, Kontrolle über das eigene Leben zu haben, kann in einer partizipativ wirkenden Umgebung (in diesem Fall: Wohnumgebung) positiv gesteigert verbessert werden.

„Und des is a der Grund warum i do her zog'n bin, weil i hob gwusst, ahm, wenn ich einmal in meinem Leben noch umzieh, daun muas des wos sein, wo i waß, durt kaun i mein Leben laung bleiben und wia i des erste Mal ghert hob von dem Projekt, hob i gsogt, ah, für mi gibts überhaupt nix aundares, also des is absolut meine, meine ah Vision auch und meine, meine Lieblingsform, wo i gsogt hob so, so möcht ich leben und drum bin a sehr, sehr froh dass i jetzt do bin.“ (T2: 83-88)

Frau Schwarzer berichtete, dass das gemeinschaftlich orientierte Prinzip der Living City, dem geplanten Konzept entspricht und von den bewohnenden Personen selbst ausgeht. Es gibt keine daher keine Betreuungsperson, welche gemeinschaftliche Aktivitäten vorgibt, sondern diese werden von Bewohner*innen selbst initiiert. Die Leitung der Living City gibt keine Regeln oder Aktivitäten vor, sie ist lediglich für administrative Fragen zuständig, bzw. vermittelt im Bedarfsfall weiter. Bezüglich der Organisation mobiler Dienste helfen sich die Bewohner*innen gegenseitig.

„Is natürlich a, wie, wie überoi, ah ned a jeder Mensch gleich, es gibt a die sie dann besser verstehen und eher mehr beinaund san und aundare, die ma weniger siacht, aber im Großen und Ganzen so wie es, wie es ah do vorgesehen is', so, genauso is' es.“ (T2: 37-40)

In Bezug auf das Recht auf Zugehörigkeit, Selbstbestimmung und Partizipation schreibt Anja Kneidinger (2014) in ihrem Bericht zur Exklusion von Mobilitätsbarrieren: „Jeder Mensch hat das Recht als vollwertiges Mitglied der Gesellschaft anerkannt zu werden, denn mit dieser Anerkennung geht auch das Recht auf Selbstbestimmung und Partizipation einher.“

8.7 Inklusion aufgrund der demografischen Struktur innerhalb der Living City

Soziale Ressourcen wie familiäre Strukturen, Freundeskreise oder Bürgertreffs stellen eine wichtige soziale Ressource für ältere Personen dar. (vgl. Kneidinger 2014: 16) Die Wohnform der Living City ist für die Generation 50+ vorgesehen. Ungefähr die Hälfte der bewohnenden Personen ist noch berufstätig, die andere Hälfte befindet sich in Pension.

„Wir hom so ungefähr die Höfte vo de Leit san so, im Berufsleben nu, 60, 65 und, und, und die aundare Hölfte san scho öta, daun, so ochtzig, neinzig.“ (T2: 66-67)

Wie in dem Interview-Auszug beschrieben, wird die Living City von unterschiedlich alten und auch ganz unterschiedlich pflegebedürftigen Personen bewohnt. Innerhalb der Struktur der Bewohner*innen lässt sich somit Diversität erkennen. Verschiedenheit stellt innerhalb einer in Gemeinschaft ein Potenzial dar. Dabei werden intergenerative und interpersonelle Potenziale, Lebenswelten oder auch Gestaltungsformen genutzt. (vgl. Kneidinger 2014: 16) „Dies alles macht freilich nur dann Sinn, wenn soziale Ressourcen als valide und hilfreiche erlebt werden und Unterstützungsangebote wirksam sind. Soziale Ressourcen und [...] Gemeinschaften sind nämlich per se schützend, unterstützend und persönlichkeitsfördernd“ (Schwalb, Theunissen 2012: 19). Frau Schwarzer berichtet in Bezug auf das Alter beim Einzug in die Living City, dass es ihrer Ansicht nach besser sei früher in eine solche Wohnform zu ziehen, nicht erst, wenn akuter Pflegebedarf besteht.

„Und ich muss ganz ehrlich sagen, meine Erfahrung is die, dass es ahm, für den Menschen persönlich besser is, wenn er rechtzeitig daher geht und ned erst wenn er scho über ochtzig is und scho massive Hilfe braucht, dann is es für mich - meine Einstellung, schon fast zu spät - weil ich eben diese wudnerbare Art hier zu leben gor nimma so richtig ausnutzen kaun. Weil eben leider Gottes in der Bevölkerung glaubt wird, dass des betreutes Wohnen is, monche glaubn des is a Pflegeheim. Das is es nicht.“ (T2: 88-93)

8.8 Bedeutung innovativer Wohnformen und zukünftige Entwicklung

In Bezug darauf, was die Living City für die Versorgungslage älterer Menschen in Sankt Pölten bedeutet, berichtete Frau Bräuer:

„...das es eine Option mehr gibt, wobei ich sehs nicht zum Pflegeheim sondern eben a sorgloses Leben im Alltag, weil Pflegeheim is afoch wos aundares des kauma ned vergleichen, ich hob wenn i do wohne um viele, viele Sorgen weniger, drum,... gehts oba nur ums Wohnen im Alter, weil im Grunde kauns mir jetzt egal sein obs des barrierefrei is' oder ned, jetzt noch, oba wenn i waß i kaun do leben bis nimma geht, des is' afoch ein gutes Gefühl, ein gutes Gefühl.“ (T3: 267-272)

Da viele alte Menschen mit Einschränkungen oftmals in unangepassten, nicht barrierefrei gestalteten Wohnverhältnissen leben und adaptierte Wohnungen nicht in ausreichender Anzahl vorhanden sind, leben viele Menschen mit eingeschränkter Mobilität nicht in eigenen Wohnungen, sondern in betreuten Wohneinrichtungen oder Pflegeheimen. (vgl. BMAS 2013: 173ff) In Deutschland sind innovative, an einer Gemeinschaft orientierte Wohnformen, bereits verbreiteter, wie auch Frau Krakowczyk anmerkte:

„...i kenn sunst ka Projekt, i kenn viele Sochn,... es is fantastisch, ehemalige Arbeitskollegin, die kennt soiche Sochn aus Deutschland, oba in Österreich a ned.“ (T1: 205-206)

In Bezug auf die Auswirkungen, welche sich möglicherweise ergeben, wenn in Zukunft mehr Formen gemeinschaftlich orientierten Wohnens geschaffen würden, berichtete sie weiter:

„Jo, möglicherweise, doss die oiden Menschen zufriedener san, weu die san teilweise sehr, sehr frustriert durch ihr Alleinsein“ (T1: 225-226)

„Also ich bin davon überzeugt, dass des die Zukunft, ahm, ned nur sein sollte, sondern ah werden wird. Ahm, wos, wos es gibt in kleinerer Form san so Senioren-WGs, aber a eher, eher zu wenig. Weil ahm, die Leit wern afoch immer ölta.“ (T2: 115-117)

Der Teilhabebericht über die Lebenslagen von Menschen mit Beeinträchtigungen“ (2013) der deutschen Bundesregierung in Zusammenarbeit mit dem Bundesministerium für Arbeit und Soziales (BMAS) beschreibt die gegenwärtig stattfindende Veränderung und das weitere Ziel in Bezug auf die Innovation gemeinschaftsorientierter Wohnformen für alte Menschen als eine „Veränderung von Angebotsstrukturen und professionellen Handlungsweisen und zwar hin zu einer Ausrichtung an den Lebenslagen und einer entsprechenden Organisation der Hilfen.

Zugleich ist jeder individuelle Bedarf als biographisch und sozial geworden und beeinflusst zu betrachten.“ (BMAS 2013: 68)

8.9 Der Faktor Gesundheit

Kontextfaktoren können einen „Einfluss auf den Menschen mit einem Gesundheitsproblem, auf dessen Gesundheits- und gesundheitsbezogenen Zustand haben“ (DIMDI 2005: 21). Die Umweltfaktoren geben das Lebensumfeld eines Menschen wieder, welches meist vom einzelnen Individuum nicht beeinflusst werden kann. Hingegen kann die Umwelt Individuen positiv oder negativ beeinflussen. (vgl. DIMDI 2005: 21) Zwischen den Umweltfaktoren und den Körperfunktionen, sowie den Aktivitäten und Partizipation besteht eine gegenseitige Beeinflussung und Wechselwirkung. (vgl. ebd.) „Die Funktionsfähigkeit eines Menschen in einer spezifischen Domäne, wird durch die „Wechselwirkung oder komplexe Beziehung zwischen Gesundheit [...] und Kontextfaktoren (d. h. Umweltfaktoren und personenbezogene Faktoren)“ begründet (DIMDI 2005: 23).

8.10 Partizipation

Nieß (2015) hat empirisch nachgewiesen, dass das Alter oder körperliche Beeinträchtigungen kein Grund für mangelnde partizipative Beteiligung ist, sondern fehlende Erfahrungen von Selbstwirksamkeit, fehlende Anerkennung und mangelndes Kontrollgefühl in Zusammenhang mit einem mehr oder weniger hohen Grad an sozialer Abhängigkeit, (vgl. Beck: 2016: 72) auch und vor allem mit Blick auf die Entfaltung und Verfolgung grundlegender Bedürfnisse. (vgl. ebd.)

Frau Schwarzer berichtete in Bezug auf die Teilhabechancen und den Aspekt der Partizipation durch das Wohnen in der Living City, dass sich durch die Möglichkeiten der individuellen Lebensgestaltung auch die Handlungsspielräume der bewohnenden Personen vergrößern.

„Wir haum, auf unserm Gelände einen, einen ah Bienenzüchter, der do seine Bienen hod und daun kummt a glaub i zwamoi im Monat duat seinen Honig do verkaufen. Wir hom a Firma, die kumman, mit an frischen Gebäck do vor die Tür, regelmäßig. Oiso, perfekt eigentlich. Wir hom a Fußpflege im Haus, wir hom Frisörin. Wir san sehr, sehr gut ausgerüstet. Des is' so organisiert worden. Wir hom in a poor von den Stockwerken Fitnessgeräte. Jo...“ (T2: 132-137)

Die Eröffnung von Handlungsspielräumen als Vergrößerung echter Partizipationschancen hat einen hohen Stellenwert. Partizipation bildet die Basis für die Entfaltung von Interessen. Um diese verfolgen zu können, wird Motivation und Handlungsfähigkeit benötigt. Bedingung dafür ist das Erleben von Selbstwirksamkeit. (vgl. Beck: 2016: 75) (In diesem Punkt schließt sich der Kreis mit zu dem bereits unter 1.6 angeführten Thema der Selbstwirksamkeit.)

Selbstwirksamkeit [...] ist Voraussetzung für die Entstehung eines Kontrollgefühls und meint die Möglichkeit, sich als einflussnehmend auf seine Umwelt wahrnehmen zu können. Diese

Prozesse werden wesentlich durch positive Bindungen gefördert und fördern selbst wiederum die Möglichkeiten der eigenen Beziehungsgestaltung. (vgl. Stauber / Pohl / Walther 2007)

Durch das Wahrnehmen von gemeinsamen Freizeitgestaltungsmaßnahmen können Sozialisationsprozesse stattfinden und gefördert werden, dadurch kann der Raum sozialer Teilhabe kann erweitert werden. (vgl. BMAS 2013: 207)

So berichtete Frau Bräuer von den individuellen Gestaltungen des Lebens in der Living City durch die Wünsche der Bewohner*innen:

„Wir mochn Ausflüge, hin und wieder, des öfteren, waun ana sogt, ‘i mecht noch Mariazöll fohrn’,... do gibt’s a schworze Tafel, do steht des daun, waun sa se treffen,... und fohren gemeinsam. Oba, es san a schon einige Leute verstorben im Haus, so die älteren und daun schaut ma auch dass ma aufs Begräbnis geht, des gibts a sunst nirgends. Es gibt a Singgruppe, des Leben do is gaunz individuell,... gibt Leute die Essen auf Rädern haben, es is’ genauso, a jeder kaun komplett individuell si entschließn, oda des Hilfswerk-Menü, alles möglich,... es gibt oba a welche, die den Andern mitkochen, es is herunten [Gemeinschaftsraum] schon gekocht worden, gemeinschaftlich, zwa, dreimoi hobns a Männerkochen gmocht...“ (T3: 193-201)

Das Leben in der Living City gestaltet sich durch selbstbestimmten Teilhabemöglichkeiten im Rahmen der gegebenen Bedingungen vor Ort. Als abschließende Bemerkung möchte ich eine Passage von Iris Beck (2016) zitieren: „Es sind die sozialräumlichen Bedingungen vor Ort, in denen sich die Lebenschancen verwirklichen. Diese Bedingungen sind ebenso vielfältig wie die jeweils vorfindlichen Bedarfslagen.“ (Beck 2016: 77)

9 Resumée

Sollen Selbstbestimmung, Partizipation und Unterstützung als grundlegende Elemente der Inklusion gelten, muss dies auch Konsequenzen im Bereich des Wohnens [...] nach sich ziehen. (vgl. Schwalb / Theunissen 2012: 17-21)

Die Hauptthemen alter Menschen sind die Vereinsamung und Barrieren, bei vorhandener oder zunehmender Einschränkung. Für viele alte Menschen ist es ein Problem, keine(n) Ansprechpartner*innen zu haben. In der Wohnform der Living City ist ein Wohnen unter dem Aspekt der Selbstbestimmung trotz vorhandener Betreuungsleistungen möglich. Die Effekte auf die Inklusion gestalten sich vorrangig durch die gemeinschaftliche Orientierung dieser Wohnform.

Inklusion erfolgt unter anderem über gegebene Barrierefreiheit, welche durch die baulichen Maßnahmen in der Living City herrschen. In der Living City leben Personen mit unterschiedlich hohem Pflegebedarf, was mich zu der Erkenntnis in Bezug auf Effekte der Nachbarschaftshilfe weiterführt. Diese wird nicht nur postuliert, sondern findet auch tatsächlich in großem Umfang statt. Die positiven Auswirkungen der Nachbarschaftshilfe führen dazu, dass erst relativ spät

professionelle Pflege in Form von Hauskrankenpflegediensten in Anspruch genommen wird und werden muss. Bewusste Nachbarschaftshilfe ersetzt daher die Inanspruchnahme mobiler Dienste (bis zu einem gewissen Grad).

Eine weitere wesentliche Erkenntnis ist, dass die Wohnform der Living City Vereinsamung entgegenwirkt und speziell jenen Personen zu Gute kommt, die nicht unbedingt *aktiv* in Bezug auf das Knüpfen von Kontakten sind und daher speziell davon bedroht sind, zu vereinsamen. Inklusion kann auch durch Sicherheit gewährleistet werden. Die vorhandene Infrastruktur beinhaltet Notrufschalter und Defibrillatoren. Die Möglichkeiten der Partizipation und Teilhabe am gemeinschaftlichen Leben eröffnen Handlungsspielräume. Durch gemeinsame Freizeitgestaltung befördert Sozialisationsprozesse befördert und der Raum sozialer Teilhabe kann erweitert werden.

Kriterien der Inklusion

Als Kriterien, welche ein inklusives, teilhabebestimmtes Leben in der Living City ausmachen, konnte ich die Vermeidung der Barrierefreiheit, die mögliche Verminderung des subjektiven Gefühl von Einsamkeit, die gelebte Nachbarschaftshilfe, den Aspekt der Sicherheit, bewusst mögliche Selbstbestimmung und die partizipativen Prinzipien als solche erkennen.

10 Forschungsausblick

Ich denke, in Zukunft werden mehr solcher Wohnformen gefordert sein, denn die Tendenz zeigt, dass sich mehr alte Menschen für innovative Wohnformen interessieren. Es ist bereits beobachtbar, dass mehr Angebotsformen gebraucht und nachgefragt werden (die Warteliste der Living City ist mittlerweile entsprechend lang). Die bisherigen „alles-oder-nichts“-Lösungen („vollstationär“ im Heim – im Gegenzug dazu: wenig Assistenz im eigenen Wohnraum) werden meiner Ansicht nach in Zukunft durch flexibleren Formen, abgelöst, welche Individualisierung und Erhöhung der Selbstbestimmung im Alltag in den Fokus stellen. In diesem Kontext sind meines Erachtens weitere Forschungen möglich (zum Beispiel Forschungen, wie in etwa: „Bewusste Förderung von Nachbarschaftshilfe versus Inanspruchnahme sozialer Dienste“) und können fokussiert werden.

Literatur

Beck, Iris (Hrsg.) (2016): Inklusion im Gemeinwesen. In: Beck, Iris / Fischer, Erhard / Heimlich, Ulrich / Kahlert, Joachim / Lelgemann, Reinhard (Hrsg.) (2016): Inklusion im Gemeinwesen. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer

Bleck, Christian / Knopp, Reinhold / Rießen, Anne van (Hrsg.) (2015): Sozialer Raum und Alter(n). Zugänge, Verläufe und Übergänge sozialräumlicher Handlungsforschung. Springer Fachmedien: Wiesbaden

Böhnisch, Lothar (2005): Sozialpädagogik der Lebensalter. Eine Einführung. 4. überarb. Auflage, Weinheim: Juventa

Bundesministerium für Arbeit und Soziales (BMAS) (2013): Teilhabebericht der Bundesregierung über die Lebenslagen von Menschen mit Beeinträchtigungen. Teilhabe – Beeinträchtigung – Behinderung. Bonn. In Internet unter [http://www.bmas.de/](http://www.bmas.de/SharedDocs/Downloads/DE/PDF-Publikationen/a125-13-teilhabebericht.pdf) Aufrufbar unter: [SharedDocs/Downloads/DE/PDF-Publikationen/a125-13-teilhabebericht.pdf](http://www.bmas.de/SharedDocs/Downloads/DE/PDF-Publikationen/a125-13-teilhabebericht.pdf) [10.04.2019]

Deinet, Ulrich / Knopp, Reinhold (2006): Leben im Alter: Lösungen für das Quartier. *Sozialmagazin*, 11/2006.

Deutsches Rotes Kreuz e.V. (2015): P-INK - Projekt Inklusion. Inklusion und Sozialraumorientierung. Theoretische Grundlagen – Beispiele aus der Praxis. Herausgegeben vom Deutschen Roten Kreuz, 1. Auflage 2015, Berlin: Deutsches Rotes Kreuz e.V.

Froschauer, Ulrike / Lueger, Manfred (2003): Das qualitative Interview. Zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme. Wien: UTB GmbH.

Früchtel, Frank / Cyprian, Gudrun / Budde, Wolfgang (2009): Sozialer Raum und Soziale Arbeit. Theoretische Grundlagen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

Kneidinger, Anja (2014): Exklusion durch Mobilitätsbarrieren. Erkundungen in Heilbronn. Durchgeführt mit Bewohnern. Heilbronn: Atoll e.V.

Kricheldorf, Cornelia (2014): Altern im Gemeinwesen aus sozialgerontologischer Perspektive. In: Van Rießen, Anne / Bleck, Christian / Knopp, Reinhold (Hrsg.) (2015): Sozialer Raum und Alter(n). Zugänge, Verläufe und Übergänge sozialräumlicher Handlungsforschung. Wiesbaden: Springer Fachmedien

Lamnek, Siegfried / Krell, Claudia (2016): Qualitative Sozialforschung. 6. Auflage, Weinheim/Basel: Beltz Verlag.

Leidner, Rüdiger (2007a): Die Begriffe „Barrierefreiheit“, „Zugänglichkeit“ und „Nutzbarkeit“ im Fokus. In: Föhl, Patrick S./ Erdrich, Stefanie/ John, Hartmut/ Maaß, Karin (Hrsg.) (2007): Das barrierefreie Museum. Theorie und Praxis einer besseren Zugänglichkeit. Ein Handbuch. transcript Verlag: Bielefeld. S. 28-33

Living City GmbH (o. A. a): Living City St. Pölten. So will ich leben. <http://www.livingcity.at/wp-content/uploads/2016/05/WH1-imUeberblick.pdf> [Zugriff am 18.04.2019].

Living City GmbH (o. A. b): Die Vision, <http://www.livingcity.at/die-vision/> [Zugriff am 18.04.2019].

Löw, Martina (2007). Einstein, Techno und der Raum. Überlegungen zu einem neuen Raumverständnis in den Sozialwissenschaften. In: Deinet, Ulrich / Gilles, Christoph / Knopp Reinhold (Hrsg.), *Neue Perspektiven in der Sozialraumorientierung. Dimensionen – Planung – Gestaltung*. (2. durchges. Aufl., S. 9–22). Berlin: Frank und Timme.

Nieß, Meike (2015): Partizipation aus Subjektperspektive – zur Bedeutung von Interessenvertretung für Menschen mit Lernschwierigkeiten. Dissertation Fakultät Erziehungswissenschaft. Universität Hamburg i. E.

OGSA (2017): Zur Zukunft der Sozialen Altenarbeit in Österreich. Positionspapier der Arbeitsgemeinschaft „Altern und Soziale Arbeit“ der Österreichischen Gesellschaft für Soziale Arbeit (OGSA). Villach: Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft "Altern und Soziale Arbeit" der OGSA

Rau, Ulrike (Hrsg.) (2013): Barrierefrei. Bauen für die Zukunft. 3., vollständig überarbeitete Auflage. Berlin / Wien / Zürich: Beuth Verlag

Spitzer, Helmut (2010): Soziale Arbeit mit alten Menschen. Theorieperspektiven, Handlungsmodelle und Praxisfelder. In: Knapp, Gerald / Spitzer, Helmut (Hrsg.): *Altern, Gesellschaft und soziale Arbeit*. Klagenfurt [u.a.]: Mohorjeva Hermagoras, S. 91-122.

Terfloth, Karin / Niehoff, Ulrich / Klauß, Theo / Buckenmaier, Sabrina (Hrsg.) (2016): *Inklusion – Wohnen – Sozialraum. Grundlagen des Index für Inklusion zum Wohnen in der Gemeinde*. Herausgegeben von der Bundesvereinigung Lebenshilfe e.V., Marburg: Lebenshilfe-Verlag
Deutsches Institut für medizinische Dokumentation und Information (DIMDI): *ICF – Internationale Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit*. Köln, 2005. Im Internet unter http://www.dimdi.de/dynamic/de/klassi/download-center/icf/endaussage/icf_endaussage-2005-10-01.pdf [09.04.2019]

Schwalb, Helmut/ Theunissen. Georg (Hrsg.) (2012): *Inklusion, Partizipation und Empowerment in der Behindertenarbeit. Best-Practice-Beispiele: Wohnen – Leben – Arbeit – Freizeit*. 2. Auflage. Kohlhammer: Stuttgart

Stauber, Barbara / Pohl, Axel / Walther, Andreas (Hrsg.) (2007): *Subjektorientierte Übergangsforschung. Rekonstruktion und Unterstützung biographischer Übergänge junger Erwachsener*. Weinheim: Juventa

Stöppler, Reinhilde (2002): Mobilitäts- und Verkehrserziehung bei Menschen mit geistiger Behinderung. 2., überarbeitete Auflage., Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt

Tervooren, Anja/ Weber, Jürgen (Hrsg.) (2012): Wege zur Kultur. Barrieren und Barrierefreiheit in Kultur- und Bildungseinrichtungen. Wien / Köln / Weimar: Böhlau Verlag

Thimm, Walter (Hrsg.) (2005): Das Normalisierungsprinzip. Ein Lesebuch zu Geschichte und Gegenwart eines Reformkonzepts. Marburg: Lebenshilfe-Verlag

Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB) (2011): Partizipative Qualitätsermittlung in der Gesundheitsförderung bei sozial Benachteiligten. Bedarfsbestimmung. Partizipativ Bedarf erheben. Forschungsgruppe Public Health. Berlin: Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung gGmbH. <http://partizipative-qualitaetsentwicklung.de/bedarfsbestimmung/partizipativ-bedarf-erheben.html> [Zugriff am 10.04.2019]

Zeiger, Helga (1983): Die vielen Räume der Kinder. Zum Wandel der räumlichen Lebensbedingungen seit 1945. In: Preuss-Lausitz, Ulf (Hrsg.): Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder. Zur Sozialisationsgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg (S. 176–195). Weinheim. Beltz Verlag.

Daten

B1, Beobachtungsprotokoll, durchgeführt am 04.04.2019

T1: Transkript Interview, geführt mit Frau Barbara Krakowczyk in St. Pölten, am 05.04.2019, Transkript, Zeilen durchgehend nummeriert.

T2: Transkript Interview, geführt mit Frau Britta Schwarzer, in St. Pölten, am 08.04.2019, Transkript, Zeilen durchgehend nummeriert.

T3: Transkript Interview, geführt mit Frau Elvira Bräuer, in St. Pölten, am 09.04.2019, Transkript, Zeilen durchgehend nummeriert.

Abkürzungen

Herv. d. Verf.: Hervorhebungen durch die Verfasserin

vgl.: Vergleiche

ebd.: ebenda

et al.: (et alii / et aliae / et alia) und andere

Anhang

Auszug aus dem zweiten Interview, T2 (Interviewte: Frau Britta Schwarzer, 56 Min.)

A: Was ich gerne wissen würde, wie sich so Wohnprojekte wie jetzt hier die Living City, wie sich das auf die Inklusion von alten Menschen auswirkt. Also was es für Auswirkungen hat auf die, quasi auf die Teilhabe von alten Menschen? Generell in einer Gemeinschaft oder, oder was Sie halt da so für Effekte sehen, durch so eine Wohnform?

B: Ah, ja, man, es is' so, dass ahm, was is die Hauptproblematik älterer Menschen? Meiner Erfahrung nach is' es die Vereinsamung und ahm die, die Wohnform nicht barrierefrei. Des haßt, oide Menschen, die alleine san und daun nu im 3. Stock ohne Lift oder in an Haus mit tausend Stiagn, an riesen Gorten, ... des san massivste Probleme. Und wenn ma des im Vorfeld obfngt und in eine so eine, eine Wohnform geht, daun ah hod ma eigentlich alles unter einem Dach und und sämtliche Probleme fallen weg. Man hod die komplette Barrierefreiheit do, von vorne bis hinten, wir hom zwa Buslinien vor der Tür, oiso ma brauchat auch ka Auto. Und ah bezüglich der Vereinsamung is es afoch so, dass, dass bei uns a wirkliche Gemeinschaft is, des haßt die Leit' die, die, die kennan sie untereinander, die schau aufeinander, i her immer wieder dass, dass, dass a beim Nachbarn anklopft wird und so "du, i hob jetzt scho zwa Tog nix ghert vo dir, geht's da eh guat?". Oiso, so diese Anonymität, die ich auch kennengelernt hob - ich hob in Wien gewohnt - dass kana den Nachbarn kennt, is do überhaupt ned. Oiso des hod für mich im Alter nur Vorteile.

A: Also es is wie so ein richtig nachbarschaftliches Verhältnis, aber alles unter einem Dach?

B: Richtig.

Es is oft so dass, dass, dass oide Menschen ahm, im Alter Hilfe brauchen, zum Einkaufen gehen, oder, waß i ned, weu's amoi zwa Tog furt san, fürn Hund, oder, fürs Blumengießen und do brauchst an Angehörigen und die san oft weit weg oder gengan arbeiten und bei uns hod ma afoch den Nachbarn, jo, do duat ma wirklich gegenseitig sich helfen. Wenn ana auf Urlaub is, schaut der Aundere auf, ned nur auf die Wohnung, sondern a auf die Tiere. Wenn ana sogt "du, boah, heute geht's mir ned guat, i brauchat...ah..." und wenna a Hühnersuppe is die da, da, da Nachbor hod, oder, oder einkaufen geht und sogt "i hob ka MÜch daham, i, i kaun heit ned, mir geht's ned guat, mir duat der Fuaß weh", daun is des, ahm, söbstverständlich, dass do die anderen aushelfen.

A: Also is wirklich so, dass des wirklich so gelebt wird? Der Gemeinschaftsgedanke?

B: Ja, ja, ja, ja, ja!

Is natürlich a, wie, wie überoi, ah ned a jeder Mensch gleich, es gibt a die sie dann besser verstehen und eher mehr beinaund san und aundare, die ma weniger siacht, aber im großen und ganzen so wie es, wie es ah do vorgesehen is, so, genauso is es. Oiso, do zu wohnen is wirklich ein, ein, ein Paradies.

A: *Kommt diese Wohnform Menschen zugute, die vielleicht davor von Vereinsamung bedroht waren?*

B: Absolut.

Wir hom, wir hom Frauen herinnen, die wirklich, ah, alleine worn, die viele Jahre lang alleine worn und die überhaupt, jo, kanen Freundeskreis ghobt hom und do, es is so dass sa sie einmal am Tag zomsetzen auf an Kaffee, wir haum do oben im 2. Stock, do is am Gaung heraußen so a kleines Wohnzimmer eingerichtet, do treffen sa si, oder im Summer, draußen im Gorten, bei unserm Grillplatzerl, jeden Sonntag is es do herinnen, weil da doch so für 25 Leute Platz is, am Sonntag um zwa Nachmittog wird do Kaffee getrunken und es is hoid, wir san, wir san Mieter. A jeder kann duan wos er will und wenn i heute dabei sein will daun geh' i runter wü i ned dabei sei, geh i ned. Waßt, oiso. Und monche mochens regelmäßig, die kumman immer, monche hin- und wieder, monche gor ned, des is, t-o-t-a-l unterschiedlich. Des haßt, a jeder hat die Möglichkeit, muss sie aber nicht nutzen.

A: *Stichwort Selbstbestimmung?*

B: Total. Jeder kann söba für sich entscheiden wos er mochen möchte. Wir hom aber auch, wir hom etliche Hauskrankenpflegen im Haus, des haßt wenn, wenn jemand dann scho so pflegebedürftig is, dass a auch Unterstützung bei der Körperpflege braucht zum Beispiel. Wenns ned nur geht ums, ums, ums a bissel auf die Wohnung schauen oder einkaufen gehn oder moi a Runde spazieren oder amoi Kortn spün, daun ah wird a Hauskrankenpflege organisiert, des mochn daun die Angehörigen und die kumman hoid daun so wie in jeder aundan Wohnung amoi am Tog vorbei oder zwamoi am Tog vorbei,... Und wir hom oba a ans, zwa, drei, jetzt nur mehr drei weil eine Dame verstorben is, aber vorher waren's vier, 24-Stunden-Betreuungen herinnen. Oiso bei uns is wirklich jede Form der Betreuung möglich. Oba, eben, es is so, dass, dass die Leute, durch des dass, die, die, die Nachbarschaftshilfe so groß is, wirklich relativ spät erst ahm professionelle Hilfe durch a Hauskrankenpflegeorganisation brauchen.

A: *Es is also ein großer Vorteil, dass durch diese Gemeinschaft, eigentlich, ahm, ja, es möglich is, länger autonom zu sein, das ma nicht unbedingt wen externen braucht,...*

B: Auf jeden Fall. Und do kauma wirklich ahm, so launge leben, so laung ma afoch lebt. Oiso in a, in a Pflegeheim gehen, gehen zu müssen, weil es Zuhause nicht mehr möglich is... ist hier nicht. Hier is jede Form der, der Hilfe und Betreuung möglich.

Und des is a der Grund warum i do her zog'n bin, weil i hob gwusst, ahm, wenn ich einmal in meinem Leben noch umzieh, daun muas des wos sein, wo i waß, durt kaun i mein Leben laung bleiben und wia i des erste Mal gherth hob von dem Projekt, hob i gsogt, ah, für mi gibts überhaupt nix aundares, also des is absolut meine, meine ah Vision auch und meine, meine Lieblingsform, wo i gsogt hob so, so möcht ich leben und drum bin a sehr, sehr froh dass i jetzt do bin. Und ich muss ganz ehrlich sagen, meine Erfahrung is die, dass es ahm, für den

Menschen persönlich besser is, wenn er rechtzeitig daher geht und ned erst wenn er scho über ochtzig is und scho massive Hilfe braucht, dann is es für mich - meine Einstellung, schon fast zu spät - weil ich eben diese wudnerbare Art hier zu leben gor nimma so richtig ausnutzen kaun. Weil eben leider Gottes in der Bevölkerung glaubt wird, dass des betreutes Wohnen is, monche glaubn des is a Pflegeheim. Das is es nicht.

Und außerdem, an Notruf hom jo wir im Haus auch, wir haum do bei de Türen... na, do is jetzt zugepickt (deutet auf einen abgeklebten großen Schalter, neben der Tür im Gemeinschaftsraum) weil monche do daun glauben das des des Licht is ah und daun wird versehentlich der Notruf gedrückt (lacht). Oba, wir hom in jeder Wohnung einen Notruf, wo dann die Rettung sofort kummt.

A: *Ich kann ma vorstellen, dass des auch Sicherheit gibt?*

B: Absolut. Weil in jeder aundan Wohnung, wenn i die nachbarn ned kenn oder wenn i, wie gsogt in mein Job hob i hoid gseng, das grad diese wohnungen, do gibt's nu gaunz, gaunz viele in St. Pölten, im dritten Stock ohne Lift. Dann sans aufn Rollator aungwiesn, oder aufn Rollstuhl, kennan nimma oba. Also die, die, die Lebensform wie sie hier möglich is, is sensationell. Ned nur das ollas afoch wunderschen gebaut is, hochwertige materialien. Oiso i kaun ma ned vorstelln, dass es wos besseres gibt. Und, und es gibt a sämtliche Formen von da Wohnung, es gibt klane Wohnungen größere Wohnungen, es gibt eben Gärten, wenn ana sogt i brauch unbedingt an Gorten.

A: *Ahm, denken Sie, dass es mehr auch so Projekte geben sollte, oder das des eher auch die Zukunft is, oder...?*

B: Ja, auf jeden Fall! Also ich bin davon überzeugt dass des die Zukunft, ahm, ned nur sein sollte, sondern ah werden wird. Ahm, wos, wos es gibt in kleinerer Form san so Senioren-WGs, aber a eher, eher zu wenig. Weil ahm, die Leit wern afoch immer ölta. Die Angehörigen san nu im Berufsleben, die san irgendwo und die Leit san daun afoch allan und, und allan oid wern,... i glaub das des für niemand'n lustig is. Die Leit san olle sehr, sehr unglücklich, wenn's, wenn's den gonzen Tog allan san. Und do, es, es wird a gemeinsam, es hom amoi die Wochn an Kortnspüabend, do kauma Kortnspün, die an dan Bauernschnopsn und die aundan dan irgendwelche aundan Spiele mochn. Wir, wir hom an Billardtisch, wir haum an, an Tischtennistisch, wir haum eben die Gortngruppe, ah, es geht a Gruppe gemeinsam Nordic Walken, wir haum amoi in der Woche eine Gymastikgruppe hier von der Union die dieses Sesselgymnastik mochn, für de, de wos hoid afoch ahm, ned wirklich jetzt großartige Wonderungen oder so mochen kennen, die sitzen daun mochn oba trotzdem Bewegung. Osio gaunz wos tolles a. Jo, oiso do wird schon vü gmacht. Wir mochen, grillen gemeinsam, wir tan Silvester gemeinsam feiern. Oba eben a so wie i am Aunfaung gsogt hob, ahm, a jeder der will mocht mit und der ned will der mocht ned mit, oiso es kaun wirklich a jeder so duan wie, wie er glaubt. Wir hom Foschingsfeiern, ah, jo. Wir hom im Herbst a Feier, ah, grillen, wir, versuchen immer irgend a bissel wos zu mochn. Ah is toll, monche fohrn, gengan mitanaund ins Theater, oder in a Konzert. Wir haum, auf unserm Gelände einen, einen ah Bienenzüchter, der do seine Bienen hod und daun kummt a glaub i zwamoi

im Monat duat seinen Honig do verkaufen. Wir hom a Firma, die kumman, mit an frischen Gebäck do vor die Tür, regelmäßig. Oiso, perfekt eigentlich. Wir hom a Fußpflege im Haus, wir hom Frisörin. Wir san sehr, sehr gut ausgerüstet. Des is so organisiert worden. Wir hom in a poor von den Stockwerken Fitnessgeräte. Jo...

Auszug aus der Auswertung des zweiten Interviews T2 (Interviewte: Frau Britta Schwarzer, 56 Min.)

<p>267-272</p>	<p>Paraphrase Frau Schwarzer berichtet, dass die Living City eine Option mehr für die Versorgungslage für alte Menschen in St. Pölten darstellt</p>	<p>Textrahmen Benennung des Begriffs „Option“, durch die Betonung verweist sie auf die Wahlmöglichkeiten als alter Mensch → Handlungsfähigkeit, Betonung der Handlungsoptionen Blickwinkel darauf, „wählen“ zu können, Positive Betonung der „Option“, der Wahlmöglichkeiten des Wohnens</p>	<p>Lebensweltlicher Kontext Bezugnahme auf die Struktur der Wohnmöglichkeiten für alte Menschen in St. Pölten Ein Verweis darauf, dass die Wohlandschaft um eine Option reicher ist</p>	<p>Interaktionseffekte Keine Beschränkung auf bisher gewohntes Wohnen „entweder oder“ (daheim oder in ein Pflegeheim – Living City verbindet benefits der Gemeinschaft mit selbstbestimmtem Wohnen) Selbstwirksamkeit, wird vielleicht erfahren, allein durch das Vorhandensein von Wahloptionen Flexibilität beim Wohnen Weniger Eingeschränktheit</p>
<p>272-276</p>	<p>Paraphrase Frau Schwarzer betont, dass sie die Living City nicht als Option zu einem Pflegeheim sieht, vielmehr als sorgloses Wohnen im Alter</p>	<p>Textrahmen Betont das Spektrum, welches sich nicht auf eine „reine Option“ beschränkt</p>	<p>Lebensweltlicher Kontext Die Abgrenzung zu anderen Wohnformen ist ihr bewusst, anderen Personen vielleicht jedoch noch nicht Für sie macht es einen großen Unterschied, wählen zu <u>können</u></p>	<p>Interaktionseffekte Aufklärung: Personen, die noch nicht viel über die Living City wissen, können über den Unterschied zu einem Pflegeheim aufgeklärt werden Vernetzung mit anderen Interessierten?</p>

Eidesstattliche Erklärung

Eidesstattliche Erklärung

Ich, **Julia Entinger**, geboren am **02.01.1989** in **Sankt Pölten**, erkläre,

1. dass ich diese Bachelorarbeit selbstständig verfasst, keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt und mich auch sonst keiner unerlaubten Hilfen bedient habe,
2. dass ich meine Bachelorarbeit bisher weder im In- noch im Ausland in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt habe,

Böheimkirchen, am 29.04.2019

Julia Entinger